Mein Elsaß

Skizzen und Novellen

von

Hermann Stegemann

(H. Sentier)

Colmar
Verlag von Max Wettig
1891

Mein Elsaß

Skizzen und Novellen

von

Hermann Stegemann

(H. Sentier)

Colmar

Verlag von Max Wettig

1891

Inhalts-Verzeichnis.

Seite.

Alsatias Sang von E. Philipp Huber	5
Widmung	7
Veronika	11
Friede auf Erden	21
Der Grenzstein	29
Im Wetter	43
Es war einmal —	61
Unter den Tannen	73
Der Dominik	83
Wälsch oder Deutsch	99
Madeleine	125
Rolf Henners	151
Die Bibel	173

Alsatia's Sang.

Bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers in den Reichslanden.

Die fernen Berge, das schwanke Ried,
Die Wellen des Rheines, sie lauschen,
Sie lauschen dem mächtigen Kaiserlied:
Das tönet wie Sturmesrauschen!

Das tönet vom Münster in's Land so weit,
Wie festliches Läuten der Glocken:
Dort oben, dort steht eine Riesenmaid
Mit wallenden, goldenen Locken.

Sie singt ein Lied von tiefer Schmach,
Von fremden, güldenen Ketten,
Von einem Helden, der sie zerbrach
Auf blutigen Kampfesstätten:

„Mein Kaiser, und habe ich lange gesäumt,
Mir lagen im Schlafe die Glieder,
Ich habe von einem Aare geträumt
Mit rauschendem, mächt'gem Gefieder.

Ich träumte, er bräche die Ketten mir,
Die die Feinde um mich geschlagen,
Und über mir rauschte das deutsche Panier
Wie in den einstigen Tagen.

Ich träumte und träumte, und als ich erwacht,
Da war dein Aar schon gekommen,
Gebrochen die Ketten über Nacht,
Und die Feste der Feinde genommen!

Und jetzt! Heil dir, du greiser Held!
Du Größter auf Deutschlands Throne!
Du hast den verlorenen Stein gesellt
Als Edelstein der Krone.“ —

Da rauscht's in der Luft wie ein Flügelpaar:
Das ist des Aares Gefieder!
Und es läßt auf Alsatias goldenem Haar
Der Kaiseradler sich nieder.

1887 Emil Philipp Huber.

Dem Andenken

meines unvergeßlichen Freundes

Emil Philipp Huber

geweiht.

Widmung.

Wir träumten Seit' an Seite
Gar manchen Zukunftstraum,
Wir wollten stehn im Streite
Schildfest auf engem Raum.

Da löste Dir die Glieder
Des Himmels dunkler Rat,
Wir betteten Dich wieder
Als frühgereifte Saat.

Dies Buch als Totengabe
Bring' Deinen Manen ich,
Als ich's geschrieben habe,
Da dacht' ich stets an Dich.

Hermann Stegemann.

Veronika.

In engem Thal, überragt von den Höhen der Wasgenberge, liegt ein Dörflein. Ein Wildwasser rauscht die enge Dorfgasse entlang, denn im Gebirg ist es frühlingswarm, der Föhn streicht durch den Hochwald und küßt den Dezemberschnee vom Boden. Die Hollunderstauden setzen Blätter und Blüten an, während dichter, duftiger Nebel über den Niederungen wallt, und ein eisiger Regen in der Ebene niedergeht.

Das letzte Häuschen des Dorfes lehnt an den überhängenden Felsen und duckt sich scheu unter die dunkeln Zweige der Föhre, die ihre Wurzeln in das Steingerippe geschlagen hat und trotzig zu Thal blickt.

Dort wohnt der alte Andres mit seinem einzigen Kind, Vroni. Wenn der Schnee liegt, steigt der Alte die Höhen empor um das Holz, das er gefällt hat, herabzuleiten. Sein Weib war schon vor Jahren, als das Vronel noch ein Kind war, einer bösen Seuche erlegen.

Es war eine lustige Dirn, die Vroni; die braunen Zöpfe flogen ihr um die Schultern, die Rehaugen lachten gar schelmisch und weltfroh: doch wenn der Vater am Sonntag sein bestes Wams hervorsuchte, um in die Mette zu gehen, dann faltete das Vronel die braunen Hände unter dem Mieder und schritt fromm und ehrbar zur Kirche.

Mancher junge Bursch sah dem Dirndel mit Wohlgefallen nach, aber das war auch alles. Heimführen wollte doch wohl keiner das hübsche Maidle: denn von der Lieb und der Glückseligkeit kann man nit leben.

Und so war die Dirn achtzehn Jahre alt geworden, da geschah's.

Der alte Föhrenbaum hat es gesehen und unwillig die Zweige geschüttelt ob dem Unheil, aber verhindern konnte er es nicht.

Die Abendschatten lagen über dem Dorf, mühsam kämpfte sich der Mond durch die Nebel, welche auf den Matten und Reben lagerten. Ein junger Bursch lehnte an der Föhre und horchte ungeduldig auf jedes Geräusch, das sich in seiner Nähe kundgab.

Er war erst vor wenigen Wochen heimgekommen in sein liebes Elsaß. Hei, wie hatten die Dirnen ausgeschaut nach dem Toni, als er im blauen Soldatenrock, der verschnürten Attila, die Gasse heraufkam.

Hochmütig war er weitergegangen, ohne auch nur den Kopf zu wenden und der blonden Resi, die ihm schon früher gar frohverschämt in die Augen geblickt hatte, ein vertraulicheres „Grüß Gott" zu gönnen, als den andern.

Wie er nun so fürbaß ging, schritt das Vronel über den Weg.

„Grüß Gott, Vroni!"

„Der Toni!"

„Der bin i, schau, du bist aber schmuck 'worden, Maidle."

„Eia, bin halt auch achtzehn Jahr'."

Er sah erstaunt in die neckischen, braunen Augen, da sagte sie schon:

„Adjes."

Es war das erste Wiedersehen gewesen. Sie hatten sich seitdem nur wenig gesehen, gar nicht mehr gesprochen, aber beide trugen ein wunderlich' Gefühl im Herzen, doch wußten sie es nicht bei Namen zu nennen. Allmälig fand der Toni an

dem sonderbaren Baum über Vronerl's Hütte Gefallen; man konnte über das gauze Dorf wegschauen, wenn man nahe unter den alten Stamm trat.

Die Vroni sah auch gern in die sturmzersausten Zweige, die ihr allerhand zu erzählen schienen.

Und so ist es gekommen, daß das Mädchen den Baum liebgewann um des Toni willen, und der Toni den Baum um der Vroni willen. Damit es aber niemand sähe, daß das Vronel dem Toni zu Gefallen lebte, hatte sie in das Strohdach der Hütte ein Loch gebrochen.

Heute Abend nun, als die Glocke die neunte Stunde ankündigte, raschelte es in dem Strohdach.

„Vroni!“ rief der Bursch und bog sich über den Absturz.

„Toni, da bin i!“

Ein lachendes Mädchenantlitz guckte aus dem moosigen Dach hervor.

„Ist dein Vater daheim?“

„Still, er schläft!“

Eine Weile schwiegen sie und sahen sich stumm in die Augen. Der Mond schien Mitleid mit den Beiden zu empfinden und warf sein bleiches Licht auf das Dach.

„Du Vronel!“

„Was willst’?“

„Gieb mir einen Schmatz!“

„Was fallt dir ein!“

„S’ ist ja der erste.“

„Ich dank’ schön.“

„Hast mi’ nit lieb?“

„Das schon, aber du kannst ja gar nit an meinen Mund langen.“

„Das werden wir bald fühlen.“

„Toni!“

Der Ruf kam zu spät. Der Bursch warf sich noch weiter über den Abhang mit dem Oberleib und stemmte die Arme gegen das Strohdach.

„Wenn’s jemand sieht!“

„Mach keine Schnack.“

Sein Mund lag auf den roten Lippen des Mädchens, da bog sich das morsche Strohgeflecht unter der Liebeslast des Burschen, er schnellte zurück, verlor das Gleichgewicht und fiel mit voller Wucht auf. Das Mädchen war entsetzt zurückgesprungen, das Stroh prasselte und brach, die Latten wichen, und sie hielt ihren Liebsten in den Armen. Durch die weite Lücke grinste der Mond auf den Dachboden, die Föhre schien zu kichern,

die beiden Verliebten aber wagten kaum zu atmen, nur ihre Herzen schlugen gegeneinander.

Schwere Tritte stampften die Bodentreppe empor.

„Sapristi, was giebt's denn in dem Hisel!"

Fluchend und wetternd tastete sich der Alte herauf.

„Vroni, Dirn, was hockst du da?

Das Mädchen antwortete nicht, bemühte sich aber die Gestalt ihres Liebsten zu verdecken.

„Da schlag' doch ein sakrisch Donnerwetter d'rein, wer hat denn das Dach abgedeckt? Ich glaub' die Dirn ist mondsüchtig."

Er bog sich über sein Kind.

„Heilig's Kreuz —"

Der Fluch blieb unausgesprochen. Was hielt denn das Vronel im Schoß?

Da begann die Dirn zu schluchzen, erst zaghaft und leise, bis ihr die Thränen von den Wangen rannen und sie fassungslos nach der Hand ihres Vaters haschte.

„Vater, er hat mich küssen wollen, ich hab's ihm gewehrt und da ist er halt einbrochen!"

„Was sagst?" fuhr der Toni auf, du hast es nit wollen, willst mi' schlecht machen." —

Der Alte fand die Sprache wieder:

„Du sakrischer Bub du! Fangst gar noch an zu predigen, machst gleich, daß du zu dem Loch 'nauskommst, wo du 'neinkommen bist, nom de dieu, soll i' dir heimleuchten!

Einen Augenblick war es still, dann bot der Toni der Dirn die Hand.

Adjes, wenn du mi' gnarrt hast, ist's mir gleich, wo der Ausweg ist; da geh ich halt wieder zu den Soldaten."

Da fiel ihm das Mädchen weinend um den Hals und sprach unter Schluchzen:

„I' bin ja ganz still, i' will di' ja schon gern haben, weißt aber der Vater —

„Was!" fuhr der Alte dazwischen.

Der Toni bot ihm die Hand:

„Laßt uns Frieden machen, Ihr gebt mir die Vroni, und hernach ist alles wieder recht.

Zögernd legte der Alte seine schwielige Rechte in die Hand des Burschen. In seinen Augen blinkte es verräterisch, während er ingrimmig murrte:

„So, erst fallt mir der Unhold durch's Dach, dann holt er mir mein Vronel, und zuletzt muß i' mein Hisel wieder zusammenflicken." — —

Die alte Föhre hüllte sich in dichte Nebelschleier und dachte vergangener Zeiten.

Friede auf Erden.

Es war ein holder Frühlings-Abend. Die Kirschen standen in Blüte. Am Himmel glühte jungfräuliches Sonnenrot. Die blinden Scheiben eines Zimmers, hoch oben unter dem Giebel, strahlten in märchenhaftem Glanz. In der kahlen Stube aber herrschte düstere Sorge.

Ein frühverblühtes Weib stand an der Bettstatt seines Jüngsten, eines fünfjährigen Buben. Kosend fuhr sie ihm mit der zitternden, abgearbeiteten Hand durch das Haar.

„Mutter," flüsterte der Kleine und lächelte.

„Mutter, weißt Du, ich möcht' auch so sein, wie die Leni."

Er blinzelte nach der anderen Seite des Gemaches hinüber. Dort lag auf gleichärmlichem Lager ein Mädchen von wenig über zehn Jahren. Es war krank, sehr krank. Nun schlief es. Aengstlich zuckten die mageren Hände auf der ausgewaschenen Decke. Die Mutter drückte das Köpfchen ihres Buben an die Brust.

„Schlaf jetzt, mein Liebling."

„Nein, ich bin noch nicht müde. Die Leni träumt immer so schön, Mutter. Sie erzählt es laut im Schlaf. Engelchen sieht sie und goldene Blumen und — weißt Du, was noch —“

„Geheimnisvoll schaute er der Mutter in die verweinten Augen.

„Den Papa im Himmel bei'm lieben Gott.“

Die arme Frau zuckte schmerzlich zusammen.

„Sag, was thut denn der Vater dort? Nicht wahr, die Engel haben ihm den Arm wieder angenäht, welchen die böse 'sch='sch=Maschine abgebissen hat.“

Schluchzend preßte die Mutter die Hand auf den arglosen Kindermund.

„Warum weinst Du denn?“

Und große Tropfen quollen aus den Augen des Kleinen.

„Schlaf nur, Hansel. Sonst wecken wir die Leni. Und dann kann sie nicht gesund werden.“

Ein Röcheln hob die Brust des Mädchens.

Die Mutter eilte an ihr Lager und neigte sich über das eingefallene Antlitz. Zwei rote Flecken brannten auf den Wangen. Ein Krampf flog durch die jungen Glieder. Sie lag wieder regungslos. Nur die Augenlider zuckten im Schmerz.

Den Finger auf den Mund legend, trat die Frau an das Bett des Bübchens zurück. Der Kleine zog sie zu sich hernieder und drückte den Mund an ihr Ohr.

„Wo sieht man es denn, daß die Leni wieder gesund ist?“

„Still, mein Herz. Wenn sie wieder weiße Bäckchen hat und nicht mehr mit den Händen zuckt, dann ist sie wieder gesund.“

Die Mutter ging hinaus.

Ihr war so weh um's Herz. Nun lebte sie schon zwei lange Jahre mit ihren beiden Kindern mühsam und kärglich von ihrer Hände Arbeit.

Elf Jahre waren seit dem Tage verflossen, an welchem die arme Näherin den Webermeister Rütlin geheiratet hatte. Damals war sie der Sprache des Landes noch ungewohnt. Aus der Rheinprovinz hatte eine Beamtenfamilie sie mit in das Elsaß genommen.

Hier lebte sie von dem Erwerb ihrer Nadel. Aber ihre Gönner zogen nach einer anderen Stadt, mittellos, ohne Protektion wollte es nicht mehr glücken.

Da hatte sie der Zufall mit dem Webermeister

zusammengeführt. Sie wollte sich in Taglohn verdingen.

Er sah ihr rühriges Schaffen, gewann sie lieb und warb um sie. Und ein Jahr darauf führte der Vierzigjährige das kaum zwanzigjährige Mädchen heim.

Es war eine stille Ehe. Als Hansel, der Jüngste, drei Jahre alt war, büßte der Vater bei einem Unfall in der Fabrik das Leben ein.

Die Mutter verdoppelte ihr Thun. Da schlich ein böser Engel in der Landstadt von Haus zu Haus. Die Sonnenglut hatte ihn aus dem stillen, schwarzen Wasser erweckt, das die Stadt in tiefen, moorigen Gräben umschlang. Und wo der Fieberbote seinen Einzug hielt, sank ein junges Menschenkind auf das Krankenlager.

Auch die Dachkammer, in welcher die junge Witwe lebte, suchte er heim. Das Lenele rang mit dem Tode.

Der Hansel hatte die Augen geschlossen. Aber er konnte nicht schlafen. Plötzlich hob er den Flachskopf und schaute zu dem Bett an der anderen Wand hinüber.

Das Lenele lag still.

Das letzte Sonnenrot tauchte das ärmliche Lager in purpurne Farben.

Jetzt schob sich ein kleines, rundliches Bein unter der Hülle des Bettchens hervor, in dem der Bub lauschte. Seine Augen leuchteten vergnüglich.

Im kurzen, ausgebleichten Hemdchen stand er auf dem Estrich. Leise, auf den Zehen, schlich er sich zu dem Schwesterchen. Einen Augenblick sah er es lächelnd an. Seine Hand tastete nach den bleichen Fingern, die ineinandergekrampft über der jungen Brust ruhten.

„Lenele!“ flüsterte er und drückte sein Gesicht an die Wange der Kranken.

So fand ihn die Mutter. Und freudig lächelte er ihr entgegen und wisperte.

„Still, Mütterle! 's Lenel ist gesund. Schau, 's liegt ganz ruhig, hat ganz kalte Händ'.“

Das Abendrot war erloschen.

Weinend preßte das Weib ihr Kind an die Brust.

„Hast recht, mein lieber Bub, das Lenele ist gesund.“

Es war im Himmel.

Der Grenzstein.

Schweratmend saß er auf dem grauen Stein. Er hatte den Tragkorb vom Rücken genommen und schaute still gen Osten in die Tiefe.

Der scharfe Wind, welcher gar oft über den Rücken des Reisberges fährt, spielte mit den wirren, weißlichen Haarsträhnen.

In der Tiefe lag der weiße See. Kleine, schimmernde Wellenreihen zogen sich nach dem Ufer. Der alte Prosper Verrier legte die welke Hand über die stumpfen Augen. Wie oft hatte er von dem Grenzstein Umschau gehalten! Schier täglich stieg er vom Seewirtshaus den Berg hinauf und schritt den Grenzpfad entlang. Mürrisch und schweigsam machte er seine Botengänge in die wenigen Höfe und Fermen, welche hüben und drüben der Grenze lagen.

Und jedesmal rastete er an demselben Steine. Der stand hoch droben. Seine eine Seite trug ein F, seine andere ein D, die Runen der beiden Reiche, die hier aneinanderstoßen.

Dort pflegte der Hofbote aufzuatmen. Mochte es regnen und stürmen oder sonniges Wetter sein, unverdrossen zog der Alte seines Weges, und unabänderlich stellte er an dem Stein seinen Korb nieder.

Es war just fünfzehn Jahre.

Da war der Hofbot' aus Orbey heraufgekommen und hatte sich im Seewirtshaus Obdach und Zehrung gesucht.

Und als er willig einen Gang nach der nächsten Ferm gethan hatte, verwandte man ihn künftig zu diesem Dienst.

Damals war der Grenzstein noch neu. Als der Alte das erste Mal erschöpft an demselben rastete, hatte er einen Fluch ausgestoßen und dem Quader einen Fußtritt versetzt.

Oft sahen ihn vorüberziehende Schmuggler mit den Händen in der Luft fechten und auf den Stein einreden.

Der Alte galt für nicht recht bei sich.

Heute — es war ein frostiger Herbsttag — saß er stumm auf dem gewohnten Sitz. Langsam schob er sich herum, so daß er der Seemulde den Rücken wandte.

Nun blickte er starr gen Westen. Der Wind

zerrte ihn an dem ärmlichen Kittel, er achtete es nicht. Endlich wuchtete er den Tragkorb wieder auf und ging auf den krummen Stab gestützt, fürbaß. Bald verschwand er in dem flatternden Nebel.

* * *

Der Tag war gekommen, an welchem die Christenzeit das Andenken der Abgeschiedenen öffentlich feiert. Auf den Höhen tobte der Sturm. Der weiße See warf brandende Wellen an das Gestade. Schnee und Regen flog um die Gipfel des Wirtshauses.

Der Hofbot' ging thalwärts.

Die Gewohnheit, den Korb auf den Schultern zu tragen, hatte ihn gebeugt. Gebückt stieg er zu Thal. Aber es mußte wohl kein Botenweg sein, denn er ging ledig und setzte gemächlich einen Fuß vor den andern. Zuweilen machte er eine eigentümliche Bewegung, als wollte er eine Rückenlast höher hinaufschieben. Das war so seine Gewohnheit.

Zuweilen griff er aber tastend in die Tasche seiner feuchten Joppe. Und jedes Mal, wenn er dies that, zuckte es absonderlich zwischen den eisgrauen Brauen.

Rastlos schritt er weiter. Er ließ die Häusergruppen von Creux d'Argent und la Matrelle hinter sich und gelangte endlich nach Orbey. Das Glöcklein rief zum Bittgang. Mancher, der zur Kirche ging, sah den Hofbot' an. Es war der einzige Tag im Jahr, an welchem er in's Thal kam. Und er kam jedes Jahr. Er betrat den Gottesacker. Wie aus Stein gemeißelt schienen die Züge seines bartlosen, zerfallenen Antlitzes. Und jetzt stieß er den schweren Stock in den gelblichen Grund und kauerte sich an einem Erdhügel nieder. Ein morsches Kreuz ragte aus dem Gras. Einige Bergveilchen fristeten auf der öden Stätte ihr Dasein.

Vorsichtig griff der Bot' in die Tasche und entnahm derselben eine kleine Kerze. Dann grub er mit den Händen eine Vertiefung dicht vor dem Totenkreuz, stellte die Kerze hinein und zündete sie an.

Der Regen fiel nicht mehr. Am Himmel zogen graue Wolken langsam nach Osten. Das Licht brannte.

Und der Alte kauerte sich am Fuße des Hügels nieder. So pflegte er an dem Grenzstein zu lehnen, wenn das Unwetter zu schlimm hauste. Er

stemmte die Arme auf die Kniee. Seine Lippen bewegten sich.

Ob er wohl betete?

Eine Viertelstunde lang brannte die blasse Flamme. Noch einmal flackerte sie auf, dann erlosch das Dochtrestchen auf dem feuchten Grund.

Der Alte erhob sich und verließ den Friedhof.

Langsam, gesenkten Hauptes stieg er den Richtweg hinauf.

„Er geht wieder!“ murmelte der eine oder andere, welcher ihm begegnete.

* * *

Prosper Verrier hauste wieder auf der Höhe. Unverdrossen trug er den Korb über den Reisberg, rastete an dem Grenzstein und schaute bald gen Westen, bald gen Osten von dem gewohnten Sitz in die Weite. Zuweilen hielt er auch wunderliche Zwiesprach mit dem stummen Gesellen.

Da fand man eines Tages den Grenzstein zertrümmert. Wiederholte Schläge mit einer großen Baumaxt hatten den Stein gespellt.

Tags darauf führte der Gensdarm den alten Verrier nach la Poutroye (Schnierlach). Er

allein konnte der Thäter sein. Um diese Jahreszeit kam kein Wanderer mehr auf die Bergkuppen. Ein Grenzwächter hatte ihn auf dem Steine kauern sehen und seine Reden vernommen.

Er wurde verhört. Anfangs starrte er den Richter verständnislos an. Man fragte nach seinem Namen, nach seinem Herkommen.

Er krampfte die Faust zusammen, in seinen Zügen arbeitete es mächtig.

Man fragte nach seinen Angehörigen, ob er Weib und Kind besessen habe.

Ein dumpfer Wehlaut entrang sich seinen Lippen.

Mit weitgeöffneten Augen starrte er über den Vorsitzenden hinweg in's Leere.

In kaum verständlicher Sprechweise, kurz und abgerissen, that er seine Vergangenheit kund.

Vor dem großen Kriege hatte er mit seiner Tochter Marie — sein Weib war im Kindbett gestorben — in Rathsamhausen bei Schlettstadt gewohnt. Er hatte Botendienste gethan.

Das blutige Jahr kam. Die Preußen umschlossen Schlettstadt. Seine Tochter war neunzehn Jahre alt.

Sie war schön. —

Der Alte hatte bei ihrer Schilderung mit den Augen geblinzelt. Zwei Thränen rollten langsam über die knochigen Wangen. —

Ein Prussien ward ihr Schatz. Wie es gekommen war — er zuckte die Schultern. Und sie hatten sich lieb, von Herzen lieb. Der Preuß' war kein Bub mehr gewesen, sondern ein kräftiger Mann mit braunem Bart. Der Alte ließ es geschehen. Er trug keinen Haß gegen den Landesfeind im Herzen. Sein Mädchen hatte ihm gesagt:

„Vatter, 's isch halt so, und d'r Herrgott könnt's nit andere [1])."

Schlettstadt war gefallen. Die Preußen zogen ab nach Süden. Noch einmal war er gekommen. Im Gärtchen unter dem Weinlaub, das raschelnd im Herbstwind flog, saßen sie Seit' an Seite. Der Alte stand auf dem Dorfplatz, die Preußen rückten aus.

Als die dunklen Kolonnen auf der Landstraße verschwanden, warf sich das Mariele weinend über seine Bettstatt. Er hatte ihr ein goldenes Ringlein an den Finger gesteckt. Wie treu und ehrlich blickten seine Augen. Nun war er fort.

---

[1]) ändern.

Kein Brieflein kam. Das Mariele zweifelte nicht an ihm. Aber von blutigen Kämpfen erzählte man täglich, und da ward es ängstlich. Seine Wangen wurden bleich, seine Füße schwer.

Drei Wochen waren vergangen. Der Alte ertrug den Anblick nicht mehr. Er nahm seinen Botenstock und sagte so obenhin: „Ich will ihn süeche [1])."

Da war ihm das Mariele lachend und weinend um den Hals gefallen.

„Mi liewer Vatter!"

Das war alles was sie sagen konnte, aber ihr junges Herz klopfte so kraftvoll, daß der Prosper seinen Schlag vernahm.

Er ging. Als er nach Kolmar kam, fragte er nach dem Vermißten. Endlich wies man ihn an den rechten Ort. Da ward ihm Bescheid. Am Tage, ehe Neu-Breisach gefallen war, hatte ein letzter, eiserner Gruß aus dem Fort Mortier den Braven tot auf das Feld gestreckt.

Dem Alten zitterten die Kniee. Tastend suchte er den Ausgang. Langsam machte er sich auf den Heimweg. Als er den Kirchturm von Schlett-

[1]) suchen.

stadt erblickte, versagte ihm der Atem. Er war langsam gegangen.

„Das Mariele! Wie wird's das Mariele traje[1])?"

Zögernd überschritt er die niedere Schwelle seiner Hütte. Sie flog ihm entgegen.

„Vatter!"

„Er isch — er — tot?"

Es war gesagt. Nun wurde das Mariele bleicher und stiller. Der Alte zog mit ihr nach Orbey, von dort stammte seine Frau.

Ein Jahr ging zu Ende, da lag das Mariele in den Wehen. Und am Sonntag darauf trug man es mit seinem totgeborenen Kind auf den Gottesacker.

Der Alte stieg zum „Biantsche mâts"[2]) empor.

*
* *

Als man ihn nun fragte, warum er den Grenzstein zertrümmert habe, sah er sich verwundert um. Er hatte vergessen, was man von ihm wollte. Er besann sich. Endlich schüttelte er mit dem Kopf.

---

1) tragen. 2) rom. patois: weißer See.

Man konnte ihn nicht überführen und er verneinte die That.

Warum er denn, wie Augenzeugen wiederholt bemerkt hatten, dem Stein gedroht habe und ihn gleich einem lebenden Wesen ausgescholten?

Da reckte er den gebückten Leib empor.

„Wenn da Stai' nit war' und gar kenner vo' salle' uf der Walt, es war besser. Und ich hatt' mi Mariele noch!"

(Wenn dieser Stein nicht wär' und gar kein solcher auf der Welt, es wäre besser. Und ich hätte mein Mariele noch).

Man ließ ihn frei.

Er kehrte auf die Höh' zurück. Wiederum trug er den Korb über den Reisberg. Aber er war alt geworden. Oft drohte ihn quälender Husten zu ersticken. Und so oft er auch den Pfad emporstieg, ohne zu rasten schritt er weiter.

Man hatte einen neuen Grenzstein gesetzt. Er wandte den Kopf nach einer anderen Richtung und ging fürbaß.

*
*   *

Es war Frühlingswetter. Keuchend stieg der Hofbot' aufwärts. Schwer drückte ihn die Last.

Manchmal stützte er sich hustend auf seinen Stock.

Nun war er an dem Grenzstein angelangt.

Es ward ihm schwach. Aber er wankte weiter. Noch fünfzig Schritte that er, dann sank er nieder. Ein verkümmerter Eichenschößling wuchs an dem Ort.

Die Hand des Alten versuchte auf dem Boden einen Halt zu gewinnen. Ein Stück von einem behauenen Stein geriet ihm zwischen die Finger. Er zuckte zusammen.

„Dü bisch's! I bin's nit gse [1]). — Mariele!" Blut trat ihm auf die Lippen.

Er war hinüber.

[1]) gewesen.

Im Wetter.

An der Südgrenze des Elsasses, auf den Vorbergen des Schweizer Jura, liegen weithin zerstreut große Höfe.

Jodler hallen jauchzend im Thale wieder, Heerdenglocken tönen ab den Matten, schwerfällige Kehllaute kennzeichnen die Mundart.

Dort haust ein kräftiges Geschlecht. Von Vater auf Sohn erbt das Anwesen.

Es war ein wechselvolles Sommerwetter. Bald trieb der Wind graue Regenwolken über den Höhen zusammen, bald zerriß er die Nebelschleier, und die Sonne brannte hernieder. Auf einer vorspringenden Höhe, dicht an der Grenze, lag der Rusthof.

Er stand wohl über hundert Jahre. Seine Scheuern und Stallungen erstreckten sich weithin. Hühner mit befederten Füßen durchmaßen ernsthaft die schmutzigen Pfützen. Selbstbewußt schlug der rötliche Hahn mit den Flügeln, krähte herausfordernd und trat durch die offene Thür in die Küche.

Aber gleich darauf verließ er in wilder Flucht den Raum. Ein Scheit Holz flog ihm nach und fiel dicht hinter ihm nieder.

Ein zufriedenes Lachen erscholl. Eine Frauengegestalt erschien auf der Schwelle. Sie mochte wohl vierundzwanzig Jahre zählen. Schwere, blonde Flechten schlangen sich turbanartig um ihre Stirn. Ein roter Rock reichte ihr bis an die Knöchel. Sie trug kein Mieder; mit bloßen Armen, den Oberkörper von dem bauschigen Hemd bedeckt, stand sie unter der Thüre und lachte. Ihre weißen Zähne schimmerten zwischen den blühenden Lippen.

Entsetzt war der Hahn durch die Einfriedigung des Hofes auf die absteigende Matte geflüchtet. Dort lief er schimpfend umher.

„Resi!“ rief eine zitternde Frauenstimme. Das junge Weib wandte den Kopf. Noch einmal lachte sie laut auf, dann trat sie in die dunkle Küche zurück.

Auf der anderen Seite des Hofes, auf der Sprossentreppe, welche zu dem Heuboden führte, kauerte ein flachshaariges Mädchen. Es versuchte mit ungeschickter Hand die gebrochenen Wiesenblumen zu einem Strauße zu vereinigen. Mit schriller Kinderstimme sang es unverstandene Wei-

sen, die es den Schnittern abgemerkt hatte. Die braunen Füße patschten dazu den Takt in der schlammigen Lache.

Von den Matten herüber tönten die Kuhglocken. Zuweilen vernahm man das Schärfen einer Sense. Im Wald aber schrie unaufhörlich der Kukuk.

Jetzt trat die Resi wieder auf die Schwelle. Mit kraftvollem Schwung hob sie den gelblich glänzenden Kübel auf den Kopf und schritt über den Hof. Die kurzen Ärmel schoben sich weit hinauf. Kurz unter dem Nackenwirbel schimmerte ihre Haut in reiner Weiße, während Nacken und Antlitz leicht gebräunt waren.

„Was machst Bärbel?"

Das Kind sah empor. Schnell warf es die Blumen zur Erde und hing sich an den Rock der Mutter. Beide verschwanden in dem Stall.

Ein Mann in grauer Jägerjoppe hatte ihnen nachgeschaut. Just war er aus dem Wald getreten. Er hielt die Büchse im Arm und sah herüber. Er schien etwas zu beraten. Plötzlich warf er den Kopf zurück und schritt auf die Thüre des Wohnhauses zu. Der Kettenhund begrüßte ihn mit warnendem Geheul.

„N' Tag, Mutter. Habt ihr ein bissel Feuer für die Pfeif'?"

Die alte Frau, welche in der Holzmulde den Brotteig knetete, wies stumm auf den brennenden Herd. Bald zerflossen die bläulichen Rauchwolken im Luftzug.

Der Teig gluckste unter den Würfen der Alten.

Ein Schatten verdunkelte den Eingang.

Die Resi war's.

Der Jäger rückte den Hut, sie nickte. Und als sei niemand anwesend, ging sie ab und zu. Die Augen des Mannes folgten ihr mit heißen Blicken. Schier zerbrach das Pfeifenrohr zwischen den Zähnen. Er schüttelte sich und verließ mit kurzem Gruße das Haus. Als er den Hof hinter sich hatte nnd unter den Eichen dahinschritt, atmete er tief auf. Ein dumpfer Laut kam aus seiner Brust.

Es nahm kein gutes Ende. Er wußte es. Und er mußte sie haben.

Drei Monate waren es her. Damals erhielt er die Stelle als Unterförster an der Grenze. Freudig hatte er Umschau gehalten in den hochstämmigen Wäldern. Dort wuchsen zuweilen Eichen, deren Stämme der Umarmung von drei Männern spotteten. Und stand er oben auf der Höhe des

Glasberges, so ersah sein Auge ragende Bergkuppen, grüne Thäler, und hie und da breitgiebelige Höfe. Das mahnte ihn an seine Heimat. Er gedachte des Kaiserstuhles mit seinen welligen Hügeln und fruchtbestandenen Thälern. Da hatte er eines Tages auf dem Rusthof Einkehr gehalten, denn der Regen stürzte stromgleich hernieder. Und als er dieses hochbusige Weib mit dem abweisenden Blick zum ersten Male sah, fuhr er ineinander. Wie zur Zeit der ersten Burschenliebe pochte ihm das Blut im Herzen. Er war wiedergekommen. Stets fand er einen Sitz an Tisch und Herd. Galt doch dort oben noch altes, heiliges Gastrecht. Aber die beiden Brüder, welche den Hof ihr eigen nannten, wahrten eine gewisse Zurückhaltung. Nur das kleine Bärbele, der Resi Kind, fand Gefallen an seinem federgeschmückten Hut und dem stattlichen Bart, der ihm Kinn und Wangen deckte.

Oft traf er die Kleine im angrenzenden Forst, wenn er träumerisch zu dem Rusthof hinüberschaute. Er hatte sie ausgefragt. Aber sie wußte von keinem Vater. Das Wort war ihr unbekannt sowie seine Bedeutung. Und er fragte auf den Nachbarhöfen weiter.

Ein Douanier hatte das Mädchen verführt.

Als das Bärbele zur Welt kam, war er schon seit Monaten nach Lothringen versetzt.

Noch etwas wollte man wissen.

Die Resi sei mit dem Säugling auf dem Arm zu dem Inspektor gegangen und habe gesagt: „Darum ist Er nimmer in Lützel geblieben."

Und all das vernahm er mit fieberndem Herzschlag. Ein freudiges Begehren ergriff ihn. Er wolle sie besitzen, sie küssen und herzen. Daß er sie nicht mehr lassen würde, wußte er gewiß.

Oft nahm er das kleine, sechsjährige Mädchen auf den Arm. Es drückte das Gesichtchen an seine bärtige Wange. Aber die Resi vergalt es ihm nicht. Er wagte die Werbung nicht und kam täglich mißmutiger heim in das kleine Forsthaus, am Ufer des Grenzbaches.

*
* *

Als der Morgen heraufkam, war eine Wendung in der Witterung eingetreten.

Noch haftete in dem Thale der Nebel. Aber auf der Höhe verbreitete sich die erste farbenmatte Helle. Auf dem Bergrücken, der jenseits des Baches schon auf Schweizergebiet, lagerte, leuchtete der Steinhof in marmorner Weiße.

Die aufgehende Sonne übergoß ihn mit einem unwahren, zauberischen Schimmer.

Die Herden zogen nach ihren Ställen. Auf dem Rusthof drängten sich die stattlichen Kühe um die Salzlecke. Das war ein Teil der Felsen aus dem Steingerüst des Berges. Auf seiner gleichsam polirten Oberfläche stießen sich die breitgestirnten Häupter, die gierigen Zungen glätteten ihn emsig.

Peitschen knallten, der Kettenhund heulte, und langsam wandelten die Kühe in den Stall.

Mit dem Melkkübel trat die Resi auf die Schwelle. Ihre Nasenflügel bebten in der frischen Morgenluft.

Da fiel ein Schuß im Hochwald. Jenseits des Thales kletterte das Echo die Höhen hinauf und verlor sich in der Ferne.

„Er!"

Sinnend kam es von ihren Lippen. Der Blick ihrer Augen vertiefte sich. Aber jäh zuckte sie die runden Schultern und schritt über den Hof.

Die Morgensonne stand bereits in voller Pracht am Himmel. Ihre Strahlen schufen den Tau in funkelnde Perlen um.

Wenige hundert Schritte oberhalb des Rust=

hofes begann der Wald. Bis an die ersten Stämme erstreckten sich die Weiden.

Unter einer Eiche lehnte Jörg Gruner, der Unterförster, auf seine Büchse gestützt. Er schaute zu dem Hof hinüber. Er sah das Kommen und Gehen.

„Heut' wag' ich's!" murmelte er grimmig.

Mit dem Rechen auf der Schulter trat Resi aus der Scheuer Er folgte ihr mit den Augen. Sie wandte sich nach der Hochmatte, just dorthin, wo er stand.

„Heut!" wisperte er und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er zählte ihre Schritte. Jetzt hatte sie die ersten Schwaden erreicht. Kopfschüttelnd betrachtete sie das vom Regen zusammengepreßte, kaum gemähte Gras. Sie löste die Schnüre ihres ärmellosen Leibchens und begann zu „spreiten."

Da vernahm sie nahende Schritte. Sie schaute auf. Der Unterförster stand vor ihr. Eine Blutwelle färbte ihr Antlitz.

Er grüßte und sprach stockend von diesem und jenem. Sie schaffte gleichmütig weiter.

Plötzlich legte er die Hand auf den Rechen. „Und ich ertrag's nit länger. Blitz' nur so mit

den Augen. Du hast mir's angethan. Und ich hab' Dich lieb. Resi, laß uns eins werden."

Er hatte ihre Hand ergriffen. Nahe standen die beiden hohen Gestalten bei einander. Der Rechen war auf die Matte geglitten, dort lag er friedlich neben dem Feuerrohr.

Feindlich sah sie ihm in's Auge. Ihre Brust wogte.

„So sagen sie alle. Bisch der erst' nit. I' hab's verschwore'."

„Ich weiß es, Resi —

„Und meinst, Du könnst 's nämliche thüe!"

Das traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Er war bleich geworden. Mühsam ging sein Atem.

„Nit so, nit so!" Eintönig kam es aus seinem Munde, und er bückte sich, nahm die Büchse auf und ging.

Sie sah ihm nach. Jählings ward ihr die Gewißheit, er meinte es ehrlich.

Sie ging an ihr Tagewerk.

„Nit so!" Es lag ihr immer noch im Ohr.

Warum war er auch von drüben. Der Andere hatte ihr Magdtum gestohlen, auch er war von drüben gewesen.

„Nit so, nit so!" — — —

Die Sonne war niedergegangen und wieder im Osten emporgestiegen. Schon wies ihre Bahn nach Westen.

Düster und in sich gekehrt schritt Jörg Gruner den Waldpfad entlang. Kalte, stolze Zurückweisung hätte er ertragen, selbst ein höhnisches Lachen würde er verschmerzt haben, aber den Zweifel an seiner Ehrlichkeit nicht. Das that weh.

Lautes, kindliches Weinen schreckte ihn auf. Aus dem Buchendickicht klang es herüber. Hastig bog er die Zweige auseinander.

Ein wohlbekanntes Kinderantlitz sah ihn ratlos an.

„Aber, Bärbel, wie kommst' denn daher?"

Die Kleine schluchzte krampfhaft und streckte ihm in rührender Hülflosigkeit die nackten Arme entgegen.

Das waren dieselben blauen Augen, nur unbekannt mit wirklichen Leidthränen. Ihr Mund war es, nur unberührt von dem Becher des Wehetrankes.

Er hob die Kleine empor und trug sie heimwärts. Sie erzählte ihm, daß sie den Sommervögeln nachgelaufen sei und schließlich nicht mehr ein und aus gewußt habe.

Aber schon lachten ihre Augen wieder.

„Müeterl isch trürig!“ sagte sie altklug.

„Weil Du fortgelaufen bist.“

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Scho' lang!“

„Seit wann?“

Er fragte, und vernahm seinen Herzschlag dabei.

„Z' nacht!“

Er barg das Gesicht in ihrem Haar und schritt eilfertig weiter. Sie plauderte unaufhörlich, aber er nahm es nicht wahr.

Nun hatten sie die Höhe erreicht. Der Rust-hof lag vor ihnen. Große Schweißtropfen perlten von des Mannes Stirn. Es war ein heißer Sommertag.

„Geh' jetzt schön heim, Bärbel!“

Sie nickte lachend und hob das kurze Röck-chen bis über die Kniee empor. Ihre nackten Beine traten in das grüne Gras.

„Hör', Bärble!“

Er bückte sich.

„Willst Deinem Müeterl sagen, ich wär' nit so?“

Aengstlich sah er ihr in die unverständigen Kinderaugen. Lachend lief sie davon.

„Nit so!“ jubelte sie und jodelte mit krähender Stimme.

Eine Frauengestalt trat auf die Schwelle. Jetzt flog ihr das Mädchen in die Arme. Hoch schwang sie es empor. Der kleine Mund legte sich an das Ohr der Mutter.

Jetzt sah sie auf. Das Kind auf dem Arme, blickte sie zum Waldsaum hinüber. Dort stand der Unterförster, und sie vermeinte seine Lippen flüstern zu hören:

„Nit so!“

Eine kleine Weile schauten sie hinüber und herüber, dann wandte sich der Mann ab, und das Weib ging langsam, sinnend in das Haus.

Nicht ungehindert sollte die Sonne ihre Bahn durchmessen. Dunkle Wolken kamen ihr entgegen. Gleich einer Riesenfaust drohte es hinter den Bergen hervor. Und näher kroch es. Jetzt scholl der Lichtspenderin ein grollendes Halt ins Antlitz. Eine gelbliche Dunstschicht lagerte sich vor ihr. Noch einmal sprengte sie dieselbe mit goldenen Lanzen. Doch bald darauf versank sie hinter gewitterschwangerem Gewölk. Ein mahnender Donner rollte das Gebirg entlang.

Auf dem Rustlhof standen die Leute beisammen und schätzten die Gefahr. Eine gelbe Lohe zerriß die Luft. Als der Donner knatterte, war es dunkle Nacht. Die Senner eilten auf die Weiden. Die Kühe hatten sich ängstlich zusammengedrängt. Nun brach eine aus dem Ring, jagte angstvoll bis an die Hürde und kehrte dann schnaubend zu den Genossen zurück.

Die Resi folgte den Männern. Mit kräftiger Hand stieß sie die Stallthüren auf und schloß die Hürde, welche auf die Hochmatte führte.

Das Vieh kam brüllend aus dem Thal herauf. Wiederum zuckte der Feuerschein durch das Dunkel. Eine Windsbraut schnob durch die Lüfte. Und jetzt prasselte mit dem Getöse des Donners der Regen nieder. Seite an Seite, Kopf an Kopf trabte das Vieh über die Weide.

Da brach die Leitkuh aus dem Weg und lief auf die Hürde zu, welche die Resi soeben verschloß. Der ganze Trupp stürmte ihr entgegen. Schon senkten die Ersten die Hörner, um in blinder Furcht das Hemmnis zn fällen nnd jenseits Rettung und Versteck zu suchen. Das Weib war erblaßt. Noch hielt sie den Balken in der Angel. Aber wenn

ihr die Kraft versagte, nahm die Herde über ihren Leib den Weg in den Wald.

Da blitzte es neben ihr auf. Ein Schuß knallte den Kühen in die Ohren. Das Leittier stieg auf die Hinterfüße, warf sich herum und jagte in wildem Galopp nach den Ställen.

Die Gefahr war beseitigt.

Mit bloßer Brust, das Horn eines Tieres hatte ihr das Hemd von der Schulter gerissen, lehnte Resi an der Hürde.

„Er.“

Sie hielt die Arme bergend über den Busen.

Der Jörg schulterte schweigend die Büchse und schritt dem Wald zu.

Mitten auf der Matte stand eine uralte Eiche. Nicht sechs Männerarme vermochten sie zu umspannen. Ihre Wipfel rauschten im Sturm.

Schon hatte er sie erreicht. Mit brennenden Augen sah sie ihm nach. Und nun warf sie die Arme empor, unbekümmert um ihre Blöße und rief:

„Nit so!“

Er wandte sich um. Noch grollte der Donner, noch fiel der Regen.

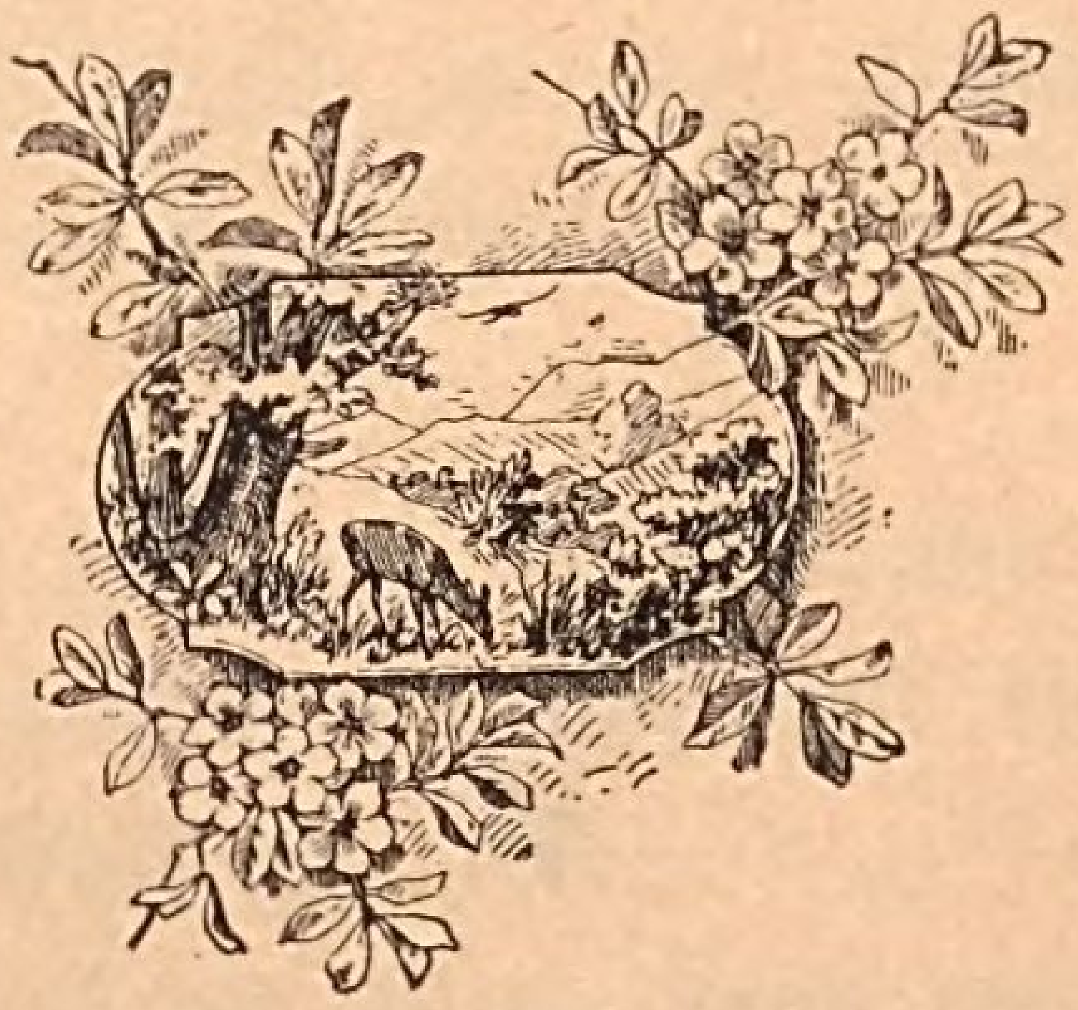
Das junge Weib brach in die Kniee. Sie

streckte ihm die Arme entgegen und bittend, schluchzend kam es von ihren Lippen.

„Nit so.“

Da warf er die Büchse auf den Grund, drei Schritte brachten ihn zurück, und sie hielten sich umfaßt.

Der Sturm umflog sie, ein Flammenstrahl erhellte ihre Mienen — sie küßten sich.



Es war einmal.

Unter dem Geleit der Morgensonne schritt ich das Thal aufwärts.

Ein munterer Mühlenbach kam mir entgegen. Buchen wuchsen am Fuß der Berge, Tannen schauten hernieder.

Eine Mühle lag am Wege. Das Rad ging im Kreise, der Hofhund bellte, aber meine Füße trugen mich weiter.

Ein herzhafter Stoß bergfreier Waldluft umflutete mich, und aufwärts schritt ich, der Höhe entgegen. Ein Pfad führte mich in regelmäßigen Windungen den Berg hinauf. Starre, nackte Felsgebilde umgaben mich, trichterförmige Vertiefungen verrieten die Gewalt der schaffenden Erdenkraft.

An einer vorspringenden Ecke blieb ich stehen um Atem zu schöpfen. Zwei Thäler gingen von dem Berge aus, der wie ein Wächter inmitten derselben lag. Dicht an den Fuß des Alten schmiegte sich ein kleines Dorf, friedlich lag es dort

unten, denn der Laut menschlichen Wehes drang nicht bis zu mir herauf.

Ich ging weiter. Eine Viertelstunde mochte ich gestiegen sein, da traf ich auch kurzgrasige Matten. Ein einsamer Hof tauchte vor mir auf.

„Hier ist gut sein,“ dachte ich und schritt auf die Behausung zu. Ein offener Hofraum nahm mich auf, und nun trat eine ehrwürdige Greisengestalt auf die Schwelle.

Treublickende Augen schauten mir entgegen, und eine breite Hand bot mir den Gruß.

Ich legte Rock und Ränzel ab, und wir plauderten eine Weile in der seltsam häßlichen Mundart, welche die Gegend nach der Schweizergrenze hin beherrscht. Ein Schluck Kirschenwasser, ein Brrr! der Behaglichkeit und des Wohlgeschmacks, — hier ist gut sein.

Da nahm mich der Greis vertraulich am Arm und ging mit mir um das Haus herum nach der Bergseite. Das Gebäude stand fast unmittelbar unter der senkrecht ansteigenden Felswand. Nur ein spärlicher Platz für ein Gärtchen war übrig geblieben. Spätblühende Rosen, Löwenzahn und vielfältiger, bunter Mohn leuchteten mir entgegen

und dort, aber nein, es war Sinnentrug — Dornröschen. Die Märchen werden lebendig.

Ein Mädchen, jung wie der Lenz, wenn er seine zwanzigjährige Wiederkehr feiert, holdselig wie — ja wie — — —

Der Alte weidete sich an meiner Ueberraschung,

Wie ich zum Sitzen kam, dicht an ihrer Seite. auf der Holzbank, ich weiß es nicht.

Des Petrus' Wort irrlichterte mir im Hirn:

„Hier ist gut sein, laßt uns drei Hütten bauen", —

Etwas anderes wollte mir nicht einfallen.

Da saß sie und flocht aus getrockneten Strohblumen einen Kranz.

Aber die Sonne ward zudringlich und spielte ihr über Wangen und Schläfen. Wir mußten die Bank an die überhängenden Felsen rücken. Und als das Mädchen sich erhob, langsam und schwerfällig, die Hände schwer auf einen starken Stab gestützt, konnte ich nicht an mich halten. Ein Laut der Ueberraschung und des Mitleids entschlüpfte meinen Lippen. Ihre Augen sahen mich an, sie lächelte schmerzlich.

So jung und so geprüft! Mühsam hinkte die Arme an meiner Hand zu ihrem Sitz. Stumm

ließ ich mich neben ihr nieder und sah dem Spiele ihrer Finger zu. Plötzlich fiel eine Thräne auf die toten Blumen, und schüchtern legte sie die Hand auf meinen Arm.

Niemand käme auf die Höh', sagte sie. Außer dem Herrn Pfarrer und dem Arzte sei ich der einzige Mensch seit damals. Jugend findet schnell das vermittelnde Wort. Sie erzählte mir eine Geschichte. Ich will versuchen, hier anzugeben, was ich erfuhr und wie es mir kund ward.

Es war einmal ein Mädchen, das lebte einsam mit seinem Großvater auf dem Höhenhof, im Gebirg.

Seine Eltern waren beide gestorben und Geschwister hatte es keine.

Es war stets froh und heiter, schnitt hoch droben das würzreiche Gras, spann den gelben Flachs und sang seinem Großvater die Runzeln von der kahlen Stirn. Allsonntäglich stieg es mit ihm den Berg hinab und ging in dem Kirchdorf in die Andacht. So ward es achtzehn Jahre alt.

In seinen Liedern, der Großvater hatte sie dieselben gelehrt, von den Knechten hatte sie andere

erlauscht, sang es von Lieb' und Liebesfreud' und kannte beides nicht.

Da war die Virginie eines Tages bei'm Wurzelsuchen, denn der Großvater wußte das Vieh zu heilen, an das Wildwasser gekommen, das weiter außerhalb aus den Felsen sprudelte und über Stein und Geröll zu Thal sprang.

Und da erblickte sie auf dem anderen Ufer junge Kräuter und wollte hinüber und konnte nicht. Endlich schürzte sie den Rock, ließ Schuh' und Strümpf' im Gras und begann durch das Gewässer zu waten. Die lustigen Wellen hüpften ihr über die Füße, kühl und geschwätzig.

Ein glatter Stein ragte just in der Mitte aus dem Wasser. Sie hatte ihn erreicht. Nun stand sie droben. Da rauschte es hinter ihr, und ein Bub' trat neben sie auf den Stein. Sie vermochte kein Wort zu sprechen, mußte sich nur dicht an ihn drücken, denn es war wenig Raum. Er aber nahm sie plötzlich auf die Arme und trug sie durch den Bach nach dem jenseitigen Ufer. Sie schämte sich sehr und wagte ihn nicht anzuschauen, er aber watete lachend zurück, holte Schuh' und Strümpfe und gab sie ihr.

Und sie schämte sich noch mehr.

Seit jenem Tage wußte sie, was die Liebe ist. Denn sie hatte ihn lieb. Er wohnte unten im Dorf, und sie sah ihn jeden Sonntag. Er sagte ihr, sie sei jetzt sein Schatz, und als sie sich wiederum am Wildwasser trafen, küßte er sie. Bald küßte sie ihn auch, denn sie hatte ihn lieb.

So ging es wohl fünf Sonntage. Der Großvater wußte es nicht, trotzdem sie manchmal spät in der Nacht, wenn alles schlief, den Hof verließ und zu Thal ging. Auf halbem Wege kam er ihr entgegen, und sie standen beieinander. Aber er wollte sie gar nicht mehr von sich lassen, sondern wurde kühner und leidenschaftlicher. Die Virginie blieb brav.

Wieder waren sie zusammengekommen. Es war eine sternenklare Nacht. Er küßte sie, und sie verspürte eine große Liebe in ihrem Herzen, denn sie schmiegte sich an ihn und küßte ihn wieder, wild und durstig. Mit der Hand fuhr er ihr in's Haar, die Strähnen fielen ihr auf die Schultern, sie ließ ihn gewähren. Und er sagte ihr, er wolle sie heiraten, wenn es Ostern läutete, und sie küßte ihn.

Er löste ihr Brusttuch und nestelte an ihrem Mieder, sie fühlte sein Knie an dem ihren. Da

stieß sie ihn mit beiden Fäusten vor die Brust und floh den Berg hinauf.

Weinend lag sie in den Kissen, und doch brauste ihr das Blut in den Adern, und es ging etwas durch ihre Glieder, seltsam, verlangend.

Am Sonntag darauf sah sie ihn nicht. Und als sie zum Stelldichein kam, stand sie wohl eine Viertelstund' einsam in der Nacht, er blieb fern. Das Mädchen weinte.

Wiederum war eine Woche vergangen, da traf sie ihn am Wildwasser, als er Forellen fing. Sie küßte ihn und meinte, er solle doch wieder lieb mit ihr sein, sie sei ihm ja so gut.

Er aber fragte sie barsch, ob sie wolle. Verständnislos blickte sie ihn an und warf sich an seine Brust. Da ward sie schier zu Boden gerissen, so preßte er sie in die Arme, und schreckhaft sich der Umschlingung erwehrend, verließ sie ihn. Er that einen Sprung und haschte nach ihr, aber sie eilte dem Hof zu, und erst als sie mehr als hundert Schritte von ihm entfernt war, schaute sie zurück. Mit verschränkten Armen stand er auf der Matte und blickte ihr nach. Sie hatte ihn lieb und rief ihm zu: „Um Mitternacht."

Mit klopfendem Herzen kam sie heim.

Es war an einem sonnedurchglühtem Sommertag gewesen. Als es Nacht wurde, war kein Sternlein sichtbar, eine dunkele Decke hing über dem Thale. Weit hinten im Westen zitterte verhaltenes Wetterleuchten.

Die Virginie ging zu Thal. Kaum hatte sie die Matten im Rücken und betrat den steilen Richtweg am Rande der Felsen, da schnob ein Windstoß über die Höhe. Sollte sie heimkehren? Ein Blitz erhellte die Nacht, und im Widerschein glaubte sie den Liebsten zu erkennen. Weiter!

Der Donner antwortete ihrem Ruf, und wiederum fuhr ein heißer, trockener Windstoß über den Berg. Und als es abermals donnerte, schoß der Regen herab.

Die Virginie rief, aber keine menschliche Stimme antwortete ihr, er war nicht gekommen.

Rückwärts schritt sie den Pfad. Ihr Auge vermochte die Richtung nicht mehr zu erkennen, denn der Regen schlug ihr ins Gesicht, und bittere Thränen trübten ihren Blick.

Die Gestalt ihres Großvaters tauchte vor ihr auf. Im Hof war wohl alles in Bewegung, er trat in ihre Kammer —

Sie tastete vorwärts. Mit den Händen griff

sie um sich, um die Felsen zu meiden. Sie griff ins Leere, ihre Füße suchten den Boden zu erkennen, sie irrten in's Leere. Es war ihr, als läge sie in einem tiefen, tiefen Wasser, ein Stoß, sie verlor die Besinnung.

Frühmorgens fand sie der Großvater. Man trug sie heim, sie hatte den linken Arm und das rechte Bein gebrochen.

Fast ein Jahr lag sie darnieder, und als sie wieder gehen konnte, war ihr Bein zu kurz geworden und steif geblieben.

Sie fragte nicht mehr nach ihrem Liebsten. Er hatte sie vergessen, auch der Großvater forschte nicht danach, wie sie auf den Bergpfad gekommen war. Er streichelte ihr nur zuweilen das Haar und that, was er vermochte.

Und er ist so gut. — — — — — — —

Der Kranz war zu Boden geglitten, sie schwieg, während in ihren Augen heiß und trocken das Weh brannte.

Da scholl des Großvaters Stimme:

„Virginie!“

*
* *

Bald darauf nahm ich Abschied. Als ich ihr

die Hand bot, zwang es mich nieder, ich küßte die wachsbleichen Finger.

Der Aufstieg nach dem Gipfel war mir leid geworden. Ich ging den Weg zurück.

Als ich mich noch einmal umwandte, humpelte sie, auf den Stock und des Großvaters Arm gestützt, über die Schwelle.

Ich schritt zu Thal. Ein alter Vers kam mir in den Sinn:

Glaubst Du an Glück
So weißt Du nicht,
Daß es den Menschen
Am W o l l e n gebricht.

Unter den Tannen.

Ueber den blauen Höhen des Wasgenwaldes war der Julimorgen erwacht. Nun flog er thalwärts. Fink und Drossel jubelten ihm entgegen, wie er durch die Tannenwipfel fuhr. Und bald darauf strahlte die flammende, lebenspendende Lohe der Sommersonne ob den Bergen, nachtverzehrend, freudekündend.

Auf halber Höhe des Berges, der als der gewaltigste seine Nachbarn überragt, steht am Rande der steilen Bergstraße ein zierliches Blockhaus. Hier hält der Wanderer frohe Rast und läßt den Blick abwärts schweifen in das Wiesenthal mit seinen Weilern und Villen; gen Westen irrt sein Auge, dort schlummern die Reste einer alten Burg auf umgrünter Höhe.

Die Thür der Hütte war geöffnet. In dem Rahmen derselben erschien ein junges Mädchen. Auch aus ihren blauen Augen lachte der Julimorgen, doch hatte die Sommerwonne der Liebe darin noch keinen strahlenden Widerschein entzündet.

Sie wandte sich nach dem Innern der Hütte und versuchte die schweren, tannengefügten Laden der Fenster zurückzuschieben. Doch ihre Mühe war umsonst, sie vermochte den eisernen Haken nicht zu heben. Unmutig rief sie aus:

„Wie dumm, nun eile ich bei dem ersten Hahnruf hierher um im Wald den Morgen zu verträumen und kann die Fenster meines Bergschlosses nicht öffnen.“

Eine Weile stand sie ratlos im Dämmerlicht, dann lachte sie herzlich über ihre Lage und rief:

„Berggeist! Berggeist hilf!“

Eine hohe Gestalt trat auf die Schwelle. Ein Angstlaut kam über die Lippen des jungen Mädchens, sie schlug die Hände vor das Gesicht und enkte das Köpfchen.

„Dein Begehr, Erdenkind?“ sprach der Geist und that einen Schritt auf die Zitternde zu.

Kaum hatte er geendet, da richtete sich die junge Dame auf. Zorn sprühte aus ihren Augen, und Unmut zuckte um den kleinen eigenwilligen Mund.

„Sie sind's, Herr Fellner? Wie können Sie mich so erschrecken? Warum brummen Sie wie ein Eisbär? Gehen sie hinaus! sofort!“

Mit dem Fuß stampfend stand die Erzürnte

dem jungen Mann gegenüber, der bei dieser Anrede den Hut vom Kopfe genommen hatte und sich wortlos verbeugte. Er wollte gehen.

„Den Laden hätten Sie mir wenigstens öffnen können, ehe Sie Ihre Flucht bewerkstelligen."

Er that es. Das Morgenlicht erfüllte den Raum und Beider Augen trafen sich. Der Schelm saß bereits wieder auf den rosigen Wangen des Mädchens.

„Soll ich nun gehen, Fräulein Rainert?" fragte der Gehorsame.

„Machen Sie was Sie wollen!"

Mit diesen Worten setzte sich Fräulein Betty Rainert auf die Bank und blickte zum Fenster hinaus. Fellner stellte gleichmütig seinen Bergstock in die Ecke und betrachtete die Namen und Buchstaben an den Wänden. Zuweilen streifte er das trotzige Kind mit einem heimlichen Blick, aber immer noch sah Betty angelegentlich in die Ferne.

Sie dachte an die schöne Zeit, die sie in dem stillen, friedvollen Waldthal verlebte, an ihr freundliches Stübchen drunten in dem lindenumrauschten Hause.

Da bemerkte sie den Blick ihres Genossen. Warum sah der dumme Mensch sie nur immer

an? Bei dem Mittagstisch war er ihr Nachbar, aber das gab ihm doch kein Recht dazu, hier den Präzeptor spielen zu wollen. Mein Gott, sie war alt genug und konnte sich selbst schützen. Wenn man im kommenden Monat achtzehn Jahre alt wird, ist man wahrhaft an Weisheit und Erfahrung reich genug.

Unterdessen hatte Fellner sein Taschenmesser zur Hand genommen und suchte eine freie Stelle, welche noch keinen Namen zeigte. Eben setzte er zum Schnitt an, da stand Betty auf und trat zu ihm.

„Geben Sie mir doch das Taschenmesser, Herr Fellner, ich möchte meinen Namen hier zurücklassen.“

„Mit dem größten Vergnügen, mein Fräulein, vorausgesetzt, daß Sie mit der Führung der Klinge umzugehen wissen.“

„Lassen Sie sich das nicht kümmern.“

Die schlanken Finger umspannten das Heft und drückten die Schneide in die harzige Rinde. Aber das Holz war widerstandsfähig und trotzte der jungfräulichen Ungeduld. Fellner sah eine zeitlang schweigend auf die emsigen Hände, als aber ein kleiner Blutstropfen aus dem Ringfinger sprang, faßte er die Hand und entwand ihr das Messer.

„Ueberlassen Sie mir diese Arbeit, Fräulein Rainert, Sie verkennen das spröde Holz.“

Das Mädchen drückte den blutenden Finger an die Lippen und verfolgte die Klinge, welche nun kräftig eindrang.

Bald standen die Anfangsbuchstaben ihres Namens in zierlichen Zügen zu lesen. Fellner wandte sich zu ihr:

„Ihr Wunsch ist erfüllt Fräulein Rainert.“ Er stockte, das Mädchen sah ihm glücklich lächelnd in die Augen, und das Gefühl, welches ihn seit ihrem ersten Anblick bei der Mittagstafel überkommen hatte, wallte mächtig in ihm auf. Plötzlich ergriff er Bettys Hand und preßte sie an die Lippen. „Fräulein Rainert, Betty, vergieb mir, aber ich kann nicht länger schweigen, ich muß reden.“

„So reden Sie!“

Trotzig warf das Mädchen den Kopf in den Nacken und verließ die Hütte. Sie ging den Waldweg entlang, der in vielfachen Windungen durch den Tann führte. Ihr war so eigen um's Herz. Sie hätte weinen mögen, und war ihr doch nicht traurig zu Sinn.

War sie fröhlich? nein, aber ein wundersames

Etwas erfüllte ihre Brust, ein unnennbares und doch namenreiches Gefühl.

Weiter schritt sie durch den Forst. Ueber ihrem Haupte schwankten die Wipfel im Morgenwind. Spechte pochten, murmelnde Quellen sprangen zu Thal und küßten im Vorübereilen Farren und Epheu. Ein bunter, schimmernder Sommervogel gaukelte am Wegrain. Rings war es friedlich still, nur ein junges Herz klopfte stürmisch. Und es ließ seinem Eigner keine Ruhe, bis das Mädchen den Fuß wandte und denselben Pfad zurückeilte.

Dort tauchte das Blockhaus auf, jetzt hatte sie die Schwelle erreicht und betrat den Raum. Eine warme Helle erfüllte das Gemach, niemand war darin, aber an der Wand prangten die Buchstaben und darunter stand Fellners Name, beides umfaßt von einem Herz. Betty sank auf die Bank. Sie blickte nach der Inschrift, bis ihr die Augen feucht wurden und sich eine schmerzlose Thräne von den Wimpern löste; sie stand auf und lehnte die Stirne gegen den Namenszug. Draußen rauschten die Tannen, sprudelten die Quellen, in der Hütte aber war es totenstill. Draußen klang es wie gedämpfter Fußtritt, wie das vorsichtige Nahen eines Menschen, in der Hütte regte sich nichts.

Da verdunkelte eine Gestalt die Thüröffnung.

„Betty, mein Lieb!“

Das Mädchen schrack empor, ein starker Arm umfaßte es, und lachend und weinend lag es an des Berggeist's Brust.

Die Frühsonne fiel durch das Fenster und entzündete goldene Funken auf Bettys Haar. Draußen rauschten die Tannen ihr uralt schwermütig Lied, im Blockhaus war es still, dort küßten sich zwei Menschenkinder.

Der Dominik.

Der Dominik stand auf der Dorfstraße und schaute blinzelnd dem Leiterwagen nach. Noch einmal wandte sich seine Tochter grüßend zurück, dann umfuhr der Wagen die Waldecke. Eine leichte Staubwolke irrte über den Weg, Hufschlag scholl herüber, nun war es still, wie zuvor.

Der Alte ging langsam auf das Haus zu, nahm ein Bündel auf die Schulter und verließ in der entgegengesetzten Richtung das Dorf. Stumm schritt er seine Straße. Die Bäume wurden seltener, und bald führte ihn der Weg durch waldlose Niederung, an weizenbestandenen Feldern vorbei.

Nun waren sie fort. Wer hätte das geglaubt vor sechzig Jahren, als er in Hausen, auf seines Vaters stattlichem Hof, zur Welt kam! Aber sein Vater starb bald darauf. Seine Mutter war eine schwache, kränkliche Frau, die dem Großknechte das Regiment überließ. Sieben Jahre war der Dominik alt gewesen, als der Hofbauer starb, fünfzehn wurde er just, als der Jud die Hand auf

Haus und Feld legte. Auf ihr einzig Kind gestützt, verließ die Bäuerin ihr Heim.

Aber lange überlebte sie die Trennung nicht, zwei Jahre später war der Dominik eine Waise.

Bei seines Vaters Bruder fand er Arbeit. Er war still und verschlossen, raufte nicht, trank nicht und galt für schwachköpfig.

Da wollte es des Geredes kein Ende nehmen, als er sieben Jahre später eine blutarme Dirn zum Weibe nahm. Das war so unvermutet gekommen, daß sich die berüchtigsten Basen des Dorfes keine Deutung wußten.

Und als die alte, zungenfertige Marei darthat, daß sie es schon seit Wochen und Monaten geahnt habe, erhob sich ein Sturm der Entrüstung über diese Lüge.

Der Dominik aber lebte still und zufrieden in dem Hüttchen oben am Dorfe. Mann und Weib schafften wacker und einmütig, und als nach Jahren — schon hatten sie daran verzagt — ein kleines Maidele in der Korbwiege lag, die der Vater selbst geflochten hatte, da war ihr Glück wunschlos. Hütte und Acker nannten sie ihr eigen.

Ohne Wandlung verfloß ihr Leben. Das Phinele war das einzige Kind geblieben. Es wuchs

heran, ward schlank und holdselig und fand bald einen Freier.

Schier täglich kam der Holzbauer aus Feldbach herüber. Holzbauer nannten sie ihn, denn der halbe Wald war sein und machte ihn zum reichen Mann.

Und als er um das Phinele freite, ward sie ihm anvertraut.

Kaum war sie sein Weib, da kam eine große Krankheit über das Land. In jedem Haus lagen sie darnieder. Wohl standen viele wieder auf, aber von den Alten raffte es manchen in die Grube.

Der Dominik trauerte um sein Weib, das Phinele hatte keine Mutter mehr.

Da kam der Holzbauer und redete auf den Alten ein. Ein halbes Jahr darauf saß der Dominik bei seinem Schwiegersohne auf dem Altenteil, der aber besaß Haus und Hof.

Und allenthalben kam der Alte unrecht. Fuhr er mit den Knechten in den Wald und nahm selbst ein Beil zur Hand, so saß der Bauer wetternd bei Tisch. Er hielte die Arbeit auf und verderbe die Leut', hieß es dann.

Auch an dem Phinele fand er keine Stütze.

Das hatte kein Erbteil des Blutes überkommen, weder vom Vater noch von der sanften Mutter. Gar seltsam paßte es zu dem harten, erwerbsüchtigen Holzbauer.

Zwei Jahre lebten sie so, da ward es anders.

Eine weiche Augustnacht lag über der Erde. Mancher, der nächtens über die Fluren schritt, verspürte ein lustschaffendes, brünstiges Gefühl. Es lag in der Luft.

Im Walde herrschte Totenstille. Nur zuweilen fuhr ein warmer Windhauch, einem Seufzer aus sehnender Mädchenbrust gleich, durch die Baumkronen. Der Holzbauer hatte viel geschlagen. Breitgeschichtete Stöße standen umher.

Da kroch es heran, züngelnd, gierig umsichgreifend. Wo war es geboren worden? Hatte der Himmel es gesandt, hatte die Erde es ausgespieen? Qualmender Dunst begleitete seinen Pfad. An einem Holzstoß hielt es Rast.

Und es schlängelte sich empor, setzte hier und dort den Zahn an, zog sich zusammen, zischte und fauchte, und fuhr plötzlich flammend empor. Rote Glut verbreitete sich jäh. Funken stoben umher. Nachteulen flogen mit krächzendem Rufe von dannen. Ein Reh brach durch das Jungholz.

Und jetzt heulte im Dorfe die Sturmglocke. Der Wald brannte. — — — — — —
— — — — — — — — — —

Als der Morgen kam, schwebte eine gelbliche Wolke über der Gegend. Auf ihren Schaufeln und Beilen lehnten die rauchgeschwärzten Männer. Wo der Wald gestanden hatte, lag eine schwarze, hie und da noch glühende Masse. Eine hohe, gewaltige Eiche hielt sich noch aufrecht und streckte wehklagend die verkohlten Stümpfe gen Himmel.

Der Holzbauer war zu Grunde gerichtet.

Er hatte gerast wie ein wildes Tier und wollte sich in die Flammen stürzen. Die Hälfte des Holzes war schon vor dem Schlag angekauft worden. Immer mürrischer ward er.

Eines Tages, es war kaum einen Monat später, verkaufte er den Hof. Er wanderte nach Amerika aus. Wohl fragte das Phinele den alten Dominik, ob er mit in die Fremde gehe, aber es war nicht ernst gemeint.

Der Alte aber rief entsetzt:

„Üwer's Wasser, üs 'em Elsaß! Die pár Johr' will i' dobliwe [1]). 's isch Platz unter'm Bode.“

---

1) dableiben.

Nun war er allein. Was er in seinem Bündel trug, war sein ganzes Besitztum. Und mit sechzig Jahren ging er ärmer als jemals der ungewissen Zukunft entgegen.

Er schritt seines Weges, seine Beine schienen selbstthätig, ohne Willen, und sein Hirn arbeitete nicht.

Da tauchte aus umringenden Obstbäumen der Kirchturm auf. Dem Dominik gab es einen Ruck durch den Körper. Die Häuser wurden sichtbar. Er kannte sie alle, Mauer für Mauer, Dach für Dach.

Schleppenden Schrittes, ging er durch die schmutzige Gasse. Dort das stattliche Gebäu mit den großen Scheuern und dem langarmigen Ziehbrunnen, das war seines Vaters Haus.

Da hat der Dominik etwas wie ein Gefühl des Erstickens in der Brust verspürt. Vor Augen sah er sie, alte, schattenhafte Gestalten, er fiel schwer auf die Bank vor der Hofthür. Der Bauer fand den Alten, als er vom Feld kam. Sie kannten sich nicht, er war von jüngerem Geschlecht. Wie nun der alte Mann ihn um Obdach und Arbeit anging und fast nach jedem dritten Worte wiederholte: „es müeß se'“ — da wußte

er nicht, ob er mit einem kindischen Greis oder mit einem Verrückten zu thun habe.

Da kreuzte gerade die alte Ursel die Straße. In seiner Not fragte er, ob sie den Mann kenne. Sie sah den Fremden prüfend an, und als dieser sie bei Namen nannte und von alten Zeiten sprach, rief sie gellend:

„Heiligi Müetter Gottes, dem Hofbauer si Sohn, d'r Dominik!"

Und Zunge, Kopf, Hand, ja den ganzen Körper zu Hilfe nehmend, erzählte sie des Dominik Geschichte, bis zu seinem Weggang aus dem Dorf. Nun redete der Dominik weiter, und als er schließlich wieder um Arbeit und Unterkommen auf seinem Hofe bat, da erkannte wohl auch der Bauer die seltsame Fügung und Schickung und sagte zu.

*
* *

Der Dominik war wieder daheim. Von dem Taubenschlag unter dem Giebel bis zu dem Rübenkeller unter der Scheuer hatte er gespürt, hier nach altem Gerät vergeblich gesucht, dort ein Gewerk aus seiner Jugend wiedergefunden und liebkosend gestreichelt.

Er konnte nicht mehr für einen ganzen Arbeiter zählen und war deßhalb angewiesen worden über die Obstbäume zu wachen, welche auf den Matten und Feldern standen und reichlich trugen.

Gewissenhaft waltete er seines Amtes. Langsam schritt er den Feldrain entlang, der die Grenze zwischen dem Hof und dem Anwesen des Nachbars bildete.

Alte Erinnerungen, erst undeutlich und schemenhaft, dann lebhafter, werden in ihm wach.

Eines Tages, er zählte fünf Jahre, hatte ihn der alte Hofbauer, sein Vater, mit auf das Feld genommen. — Hart an der Grenze pflanzte er dort ein junges, schlankes Birnbäumchen und sprach dann zu seinem Sohne, er war ein frommer Mann: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Der Dominik hatte es damals nicht verstanden und fand auch später keine Deutung, der er hätte Ausdruck geben können, aber der Baum ward ihm lieb und wert.

Als er später den Hof verlassen mußte, war er kurz vor dem Auszug zu dem Orte geeilt, hatte das stattlich emporgeschossene Bäumchen umarmt und bittere Thränen geweint. Das war wie ein geheimer Zwang über ihn gekommen.

Und nun erwachte die Erinnerung.

Er stieß auf den alten Grenzstein.

Sieh, da stand ein in Manneshöhe vom Boden seltsam gekrümmter, lebensmüder Birnbaum. Nicht alle Zweige trugen Laubschmuck, und nur wenige, mißwachsene Früchte zeugten von Lebenskraft.

Der Dominik starrte den Gealterten an, es schoß ihm glühend in die Augen und wankend umfaßte er den Stamm, weinend sank er an ihm nieder.

Nun ward ihm klar, wie lang dies Leben gewesen war, wie bitter die Prüfung.

Von diesem Tage an begann für ihn ein sonderbares Leben. Allabendlich saß er unter dem alten Baum und lauschte auf die Stimmen in seinem Innern. Er brach die dürren Äste aus, lockerte das Erdreich und stützte den morschen Stamm.

Im Hause schlich er wortlos umher und war und blieb der schwachköpfige Dominik.

* * *

Der Oktober war gekommen. Schimmernde Fäden flogen durch die warme, sonnige Luft. Der Dominik stand unter dem Baum und trug den

Ausdruck einer großen Freude im Gesicht. Er blinzelte in die Zweige hinauf.

An einem kleinen, junggrünen Aste hingen weißliche Blüten. Der alte Baum hatte wohl die Zeitrechnung verlernt und unter dem Scheidegruß der Herbstsonne zu neuer Blust angesetzt.

Das war dem Dominik eine Herzensfreud'. Er vergaß die Mittagsstunde darüber und saß vergnügt auf der Rasenböschung.

Da wurden Stimmen laut. Männer mit Stangen und Meßketten machten sich an der Hofscheide zu schaffen. Der Dominik sah ihnen teilnahmslos zu. Jetzt kamen sie in seine Nähe, maßen, verzeichneten und legten die Schnur.

„An dem alten Stumpf gewinnt der Arnold nicht viel!“ meinte der Feldmesser und stieß mit der Fußspitze an des Dominik Birnbaum.

Da stand ein gebückter, weißköpfiger Mann vor ihm und drohte ihm mit geballter Faust.

„Provier's noch emol!“

Verblüfft blickte ihn der Beamte an, dann schritt er lachend weiter.

Tags darauf hatte der Dominik in der Scheuer zu thun. Erst gegen Abend fand er Zeit, den gewohnten Weg zu gehen. Mit ausdruckslosem

Gesicht schritt er den Pfad entlang. Zwei alte Grenzsteine waren ausgeworfen worden und lagen auf dem Rain, er stieg darüber hinweg und dachte sich nichts dabei.

Eine tiefgezogene Furche lief ihm zur Rechten auf den Boden des Bauern. Das Erdreich war frisch aufgewühlt, er sah es nicht.

Mit keuchender Brust ließ er sich unter dem Baume nieder. Der Nachtfrost hatte die Blüten vernichtet. Die Blätter raschelten, er war müde der alte Birnbaum, todmüde.

Auch der Dominik war seltsam matt und zerschlagen. Er hatte in der Nacht von seinem Vater geträumt, wußte aber nicht mehr was. Die letzten, ersterbenden Sonnenstrahlen verbrämten die Ränder der Vogesen mit einem goldenen Schimmer.

Der Dominik nickte gedankenlos mit dem Kopfe.

Kaum gelangte er zur Feierstunde zu seiner Bodenkammer. Er war müde, der alte Dominik, todmüde.

Doch der alten Bauernsitte blieb er treu. Bei dem ersten Hahnruf erhob er sich von seinem Lager. Es herrschte eine ungewisse Helle. Die

Gestalten Vorbeiwandernder schienen riesenhaft, an den Bäumen hing der Tau.

Der Dominik saß geraume Zeit in der großen Stube, an dem langen Tisch auf der Bank. Den Kopf in die Fäuste gestützt, heftete er sein stumpfes Auge auf das verglaste Muttergottesbild an der Wand. Man vermochte das Bild noch nicht zu erkennen. Aber er sah unverwandt hin, denn er hatte es zu seines Vaters Lebzeiten, diesem abgemerkt.

Wenn der alte Hofbauer unbeweglich auf die Mutter Gottes blickte, war es still im Hause. Dann war böses Wetter daheim, und Frau, Kind und Gsind' schlich ängstlich einher. — —

Der Dominik stand auf. Es war heller geworden. Mühsam stieg er die ausgetretenen, feuchten Stufen vor der Hausthüre hinab.

Einen Augenblick blieb er an dem Ziehbrunnen stehen und fuhr mit der Hand über den Einarm. Dann ging er durch die kleine Pforte auf das Feld.

Im Nachbarhof war ein reges Treiben. Der Arnold war ein wohlhabender Mann, der bald hier bald dort ein Feld erwarb und eine Matte anlegte.

Der Dominik war auf dem Weg zu dem alten Baum. Die Hände in dem Hosengurt, den Blick auf die Erde gerichtet, that er Schritt für Schritt.

Gelächter aus Männerkehlen wurde laut. Ein Geräusch dazwischen, wie der Schlag einer Axt in altes, morsches Holz.

Der Dominik hob die Augen.

Er riß die Hände aus dem Gurt und bog die Arme empor. So stand er, die Fäuste in gleicher Höhe mit dem Gesicht, und schaute zu dem Birnbaum hinüber.

Ein Laut kam über seine Lipnen, kurz und rauh, wie der Zornschrei eines Thieres;

„Verrecke miên'r [1])!"

Er stellte sich vor den Baum.

Die beiden Knechte sahen ihn erstaunt an.

Schon hatte die Axt des einen dem Stamm eine tiefe Wunde geschlagen, während der andere sich auf den Spaten stützte, um später das Wurzelwerk auszugraben.

„Was isch?" fragte einer von ihnen.

Aber der Dominik wiederholte nur unablässig.

„Verrecke miên'r!"

[1]) müßt ihr.

„'s isch der alt' Narr vom Nochber[1])!" erwiederte jetzt lachend der Fäller und trieb die Axt mit geschicktem Schlag, scharf an dem Alten vorbei, in die Schnittwunde.

Doch ehe er das Beil gelockert hatte, stieß ihn der Dominik vor die Brust, riß das Eisen heraus und schwang es zielend nach der Stirn des Knechtes.

Noch hielt er es hoch in der Luft, da schmetterte der andere die Schaufel auf den ungefügen Stiel. Wurfgerecht, einem Schmiedehammer gleich, traf den Alten die Breitseite der Axt auf den Scheitel.

Dumpf klang es, die Zähne stießen knirschend aufeinander, rücklings schlug der Dominik zu Boden. Im Falle stützte ihn der Baum.

Aber der Druck genügte, um ihn zu knicken, er brach.

Prasselnd splitterten die dürren Zweige. Das war das Werk eines Augenblickes.

Mit keuchender Brust, Schauder und Schrecken im Aug', stierten die Knechte auf den Toten. Soeben erhob sich die Sonne mit fahlem Schein.

---

[1]) Nachbar.

Wälsch oder Deutsch.

I.

Es war ein sommerheißer Julitag.

Allenthalben in dem weidereichen Gebirgsthale fiel das duftfrische Gras unter Sichel und Sense. Am Waldessaum mähte ein junger Bursch mit starkem Schwung. Er schien gesonnen in einer Stunde die Tagesarbeit zu vollenden. Die Mittagssonne brannte hernieder. Kein erquickender Luftzug strich durch die Schluchten der Wasigenberge. Auf der Stirn des Burschen stand der Schweiß in lichten Tropfen. Weit im Nacken saß ihm der breitschirmende Binsenhut. Das grobe Hemd ließ die wetterharte Brust sehen. Ueber den Brauen, welche die blauen Augen überschatteten, lagerte bitterer Unmut.

„'cré nom de Dieu!“
fluchte der Bursch und riß die Sense durch die Gräser. Dann bog er trotzig den Kopf zurück und warf das Eisen auf die Matte.

„Heut mach' ich ein End. Narren laß' ich mich nit. Wollen schauen. Entweder hat's mich lieb und giebt sich drein oder —

Er vollendete nicht. Aus der Niederung kam ein Mädchen den Wiesenpfad herauf. Er sah nur den roten Rock und das weiße Kopftuch.

„Rosele!"

Halb wider Willen entfuhr der Ausruf seinen Lippen. Und das klang so froh, so herzfroh, daß er sich selbst darob wunderte. Nun vermochte er das runde Kinn zu erspähen. Das Mädchen schaute auf. Da sah er in die Augen, welche es ihm angethan hatten.

„Bou chour Alphons! Was für ein' Hitz'". Und sie nestelte das Brusttuch zu.

„Salut Rosele." Eilfertig hob Alphons die Sense auf und begann zu mähen.

„Hast's ja sacrisch eilig," spottete das Mädchen. „Wenn ich Dir im Weg bin, sag's nur. Dein' Mutter schickt mich. Du sollst mit heim kommen, warum weiß ich nit. Adje, thu den Steinen nit gar zu weh."

Sie wandte sich zum gehen.

„Sacerment, jetzt ist's aber grad genug."

Sausend schlug die Sense in den braunen

Boden. Mit geballten Fäusten stand der Bursch vor dem Mädchen.

„Meinst, ich bin Dein Narr. Lieb hab ich Dich, daß du es nur weißt, du dummstolze Person. Fressen möcht' ich Dich vor Lieb. Ja, lach nur, 's ist doch so. Und wenn Du mich nit willst, sag's nur heraus. Hernach mußt Du doch."

Das Mädchen warf das Kopftuch zurück. Sie schauten sich in die Augen. Auf der Stirn des Burschen lagen die Adern, seine Lippen preßten sich aufeinander, aber in dem Blick leuchtete verhaltenes Liebesweh und urwüchsiges Begehren. Der Dirne zuckte es um den roten Mund. Das Brusttuch zitterte unter dem ungestümen Herzschlag.

„Ich will Dich ja!"

Wie ein angsterpreßter Schrei brach es von ihren Lippen. Sie hob die Arme. Und er riß sie an die Brust, daß der Knoten ihres Haares sich löste, und die braunen Wellen sie umfluteten.

Heiß brannte die Sonne. Sie achteten es nicht. Da sich das Uebermaß der ersten Leidenschaft gelegt hatte, sahen sie sich scheu an. Er hob die Sense wiederum auf und schritt an ihrer Seite dem Städtchen zu. Nur zuweilen drängten sie sich aneinander. Dann flog es wie Sonnenleuchten

über des Mädchens Antlitz, und der Bursch atmete tief und schwer.

Auf einem Hügelvorsprung, der in das Thal ragte, lag das Städtchen. Einst hatte auf der Höhe ein Schloß gestanden, jetzt lebten wenige Gewerbetreibende und Landwirte auf der alten Stätte. In einer der schmalen, ungepflasterten Gassen befand sich das Häuschen, in welchem Alphons' Eltern wohnten. Soeben trat die Mutter, eine rüstige Fünfzigerin, unter die Thüre. Sie schirmte mit der Hand die Augen gegen die blendende Sonne und spähte die Gasse hinauf. Alphons und Rosele bogen um die Ecke. Nun wandte sich die Mutter nach dem Inneren und rief:

„Sie kommen, Laurent, sie kommen!“

„Zeit wär's!“ brummte eine Baßstimme.

Die alte Frau verschwand im Flur. Die beiden jungen Leute hatten die Schwelle erreicht. Als sie in die Stube traten, dampfte das Essen bereits auf dem Tisch.

„Wo bleibt ihr denn“, schalt der Vater.

In Hemdärmeln saß er vor dem Teller. Spärliche, graue Härchen wuchsen auf seinem Scheitel. Doch von Lippen und Kinn floß ein gewaltiger Bart. Die Mutter sah die Beiden prüfend an.

„Jesus, wie schaust Du denn aus Alphons?“ rief sie plötzlich.

„Wie werd' ich ausschauen!“ Und er faßte sie um die Schultern.

„'s Rosele mußt' fragen. Nein, ich will's selber sagen. 'Nen Schatz hab' ich. Sie hat mich gern. Und ich, ich drück' sie tot vor lauter Lieb'.“

Da riß er auch das Mädchen schon wieder an sich. Sie herzten und küßten einander. Dem Alten blieb der Löffel in der Schwebe. Er öffnete den Mund. Aber er brachte den Schluck nicht hinein und das Wort nicht heraus. Doch der Mutter stockte die Rede nicht. Sie fuhr sich mit der Hand nach den Augen. Es blinkte verräterisch in den guten Mutteraugen.

„Alphons, mein Bub, mein lieber Bub. Endlich habt ihr euch ausgesprochen. Ich hab's wachsen sehen, langsam ganz langsam. Und du, Rosele, komm Herzele, ich muß Dich küssen. Ach, wenn das mein' gute' Marie, Deine Mutter, noch erlebt hätte!

Die Thränen schossen ihr aus den Augen. Jetzt fand der Vater die Sprache wieder. Er schwang den Löffel wie einen Yatagan. Die Brühe flog um sein kahles Haupt. Er aber achtete nicht darauf.

„Mille tonnerre! Hast Du endlich das Maul aufgethan, Karessierer! Das hätte deinem Vater arriviren sollen, der wär' fixer gewesen. Ich und der Joseph — Il est mort, le vieux camarade."

Die buschigen Brauen zogen sich zusammen.

„Bei Reichshofen liegt er. Ah, les Prussiens." Dem Mädchen rannen nun auch die Thränen über die Wangen.

„Greine nicht, Rosele. Ich bin jetzt Dein Vater. Laß ihn ruhen. Der gute Joseph hat Dich nimmer gesehen. Im Mutterleib hat er Dich zurückgelassen. Diable, diable —"

Er schluckte krampfhaft, als sei ihm etwas in die unrechte Kehle geraten. Das Mädchen flüchtete sich wieder zu dem Liebsten. Der hatte seinem Vater mit trockenen, brennenden Augen zugehört. Nun schlug der Alte auf den Tisch.

„Hol' ein Liter, Alphons. Afrikaner wollen wir trinken. Her mit dem Franzosenwein!"

Die Rührung ward bemeistert, und die Freude trat in ihr Recht.

II.

Der Herbst war in das Land gegangen. In den Kufen gärte der Most.

Alphons saß in seiner Kammer und starrte auf ein Blatt Papier. Jetzt rüttelte es ihn wie ein Krampf. Er sprang auf.

„Gott verd — mich!“ Die Stimme brach ihm. Ingrimmig ballte er den Zettel zusammen.

„Zu den Preußen soll ich. Drei Jahre in das hungrige Deutschland. Bin ich denn ein' Preuß'? Schreiben sie es nit selbst auf den Wisch, daß ich Anno 1869 geboren bin! Wälsch bin ich und ich bleib's.“

Er zerriß das Papier in kleine Fetzen und begab sich in die Stube seiner Eltern. Es war Nacht geworden. Die Alten saßen stumm bei einander.

„Wo nur das Rosele bleibt?“ murmelte die Mutter und blickte in den Nebel hinaus.

Der Alphons trat ein. Er stellte sich breit vor seinen Vater. Erstaunt nahm dieser die Pfeife aus dem Mund.

„Weißt Du, was ich bin, Vater?“

„Bist Du etwa toll geworden, Bub?“

„Schier hast Du es erraten. Ein Preuß' bin ich. Soldat werd' ich.“

Der Alte fuhr vom Stuhl auf.

„Schweig! Ich erwürg' Dich. Der Sohn des alten Laurent Guerber ist kein Preuß!“

„Muß doch wohl sein, Vater. In vierzehn Tagen trag' ich den bunten Rock."

„Und Du willst?"

Der Alte bebte vor Wut.

„Jesus, Maria, was ist denn dabei, Laurent?" rief die Mutter.

„Die Zeit geht um, es muß alles gethan sein!"

„Red' nit, was Du nit verstehst, Caroline. Nach Berlin soll er? Hartäpfel und Hartäpfelschnaps giebt's dort, sonst nichts, gar nichts."

Der guten Mutter lief ein Schauder über den Leib.

„Er geht n i t. Mort de ma vie! Ich hab' sie mitschaffen helfen, les jours de la gloire, Sewastopol, Magenta, und mein Sohn soll deutscher Soldat werden! Jamais!"

„Und ich geh' nit!" jauchzte der Bursch. „Ich bin meines Vaters Sohn. Die Preußen bekommen mich nit. Ich geh' nach Algier."

La légion étrangère!" schrie der Alte und schloß den Jungen in die Arme."

Die Mutter aber schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Mon Dieu, was für ein Unglück! Seid ihr denn beide verrückt worden. Der dumme Bub

will über's Wasser zu den Schwarzen! Und der alte Tollkopf lacht noch dazu. Der Alphons bleibt hier. Ich hab' ihn geboren, ich werd' doch auch noch den Mund aufthun dürfen."

Verblüfft schaute Laurent seine Eheliebste an. Er hatte schon manches erlebt, aber diesmal war es Ernst. Alphons aber nahm seine Mutter bei den Händen.

„Wie du willst; ich bleib' hier. Wenn ich aber dort hinten — er wies mit der Hand über den Rücken — in Pommern bin und nichts zu beißen hab', dann bring' ich mich um."

„Ach du lieber Gott, verzeih' ihm die Sünd'. Ich bin ja ganz zufrieden. Du kannst thun, was Du für recht hältst."

„Dieu merci!" brummte der Alte.

Und nun saßen sie beisammen und hielten Rat. Es war eine düstere Nacht. Die Glocke schlug erst acht Uhr, und schon lag dichte Finsternis über dem Thale. Die Mutter hatte des Sohnes Hand in der ihren behalten. Im dunklen Gemach berieten sie Weg und Zehrung. Von den welkes Wangen der alten Frau aber tropfte es heiß auf die bang atmende Brust.

Da öffnete sich die Thüre.

„Bon soir. Warum sitzt ihr denn ohne Licht bei einander?“

„Rosele!“ rief die Mutter. Es klang so hoffnungsfreudig. Auch dem Burschen war der Name über die Lippen gekommen. Nun erst ward ihm klar, wie weit der Weg; er seufzte.

„Was habt ihr, ist etwas arrivirt?“

Mutter und Sohn schwiegen. Der Alte aber polterte:

„Wissen mußt du es ja doch, der Bub geht nach Algier!“

Und nun war es wiederum still. Das Mädchen stand wie angewurzelt. Sie vermochten einander nicht mehr zu erkennen in der Dunkelheit. Nur zuweilen glühte der Tabak in der Pfeife des Vaters wie ein glückbringend Johanniswürmchen. Da schluchzte jemand. Zwei Arme umschlangen den Liebsten:

„Ich laß Dich nit.“

„Rosele!“

„Ich überleb' es nit.“

Die Mutter saß schweigend, und der Alte paffte in langen Zügen. Die Liebe bat zu spät. Es war entschieden. In dem Kopf des Jünglings spukte das Phantom: la France est notre patrie.

III.

Wiederum schlug dunkle Nacht ihre Schwingen über Berg und Thal. Weiße Flocken sanken auf Feld und Flur. Der Kirchturm trug eine schimmernde Schneehaube.

In dem Häuschen Laurents war Licht. Um den wärmenden Ofen saßen die beiden Alten und Rosele. Der Vater sah nachdenklich in die Glut. Die Mutter las in ihrem Gebetbuch, aber wohl eine halbe Stunde lang wandte sie keine Seite mehr um.

„Es schlägt gleich zwölf Uhr," sprach Rosele.

„In einer Viertelstund' beginnt das neue Jahr," antwortete der Vater.

Wo mag der Alphons jetzt sein?" murmelte die Mutter und nahm ein zerknittertes Papier aus dem Buche. Sie glättete es mit der Hand und begann zu lesen. Leise trat Rosele näher und blickte ihr über die Schulter. Allmälig rückte der Vater den Stuhl, schob sich rückwärs und seitwärts, bis auch er die Zeilen zu lesen vermochte. Und alle drei studierten zum zehnten Male Alphons' ersten und letzten Brief. Da stand zu lesen, wie er angeworben worden war, wie er eingestellt und

gebildet wurde. Er schrieb, daß er froh sei über diese Wendung. Es war ein freudiger, sonniger Brief.

„Der Bub schreibt ein ganz ordentliches Französisch!“ hatte der Vater ausgerufen, als er das Schriftstück — es waren acht lange Seiten — zum ersten Male las. Und doch hatte Alphons dem Schreiben eine Nachschrift beigefügt, welche in deutscher Sprache geschrieben war und also lautete.

„Wie stehen unsere Matten? Der Vatter soll nur nit zu spät an die Wassergraben denken. ’s ist doch schön in unserem Thal. Weint das Rosele noch viel? Es muß sich trösten, wir kommen wieder zu ’nander. Wenn ich nur einmal wie eine Schwalb’ über’s Städtle fliegen könnt’.

Lebt wohl, es küßt Euch
Euer
Alphons.“

Die Mutter faltete den Brief wieder zusammen. Vom Kirchturm klang Mitternacht. Der Vater nahm die Pfeife aus dem Mund, und alle bekreuzigten sich. Den Frauen war es weh um’s Herz. Da meinte der Alte.

„Wir wollen dem Bub ein Briefle schreibe.“

Das war ein gutes Wort. Rosele suchte das alte, verstaubte Tintenfaß, Feder und Papier. Der Vater schrieb mit zitternder Hand groß und eckig seinem Sohn einen französischen Brief. Er war bald zu Ende, denn das Schreiben war seine Sache nicht. Die Mutter aber setzte ein ungeschicktes Kreuz unter seinen Namen.

„Ich hab's schon lang verlernt. Der Bub wird aber schon wissen, daß das Kreuzle von seiner Mutter ist. Es wird ihm erzählen, wie ich mich um ihn müh' und sorg'. Es soll ihn tausendmal grüßen von mir."

Das Rosele wollte gar viel schreiben. Als es aber das Schreibrohr in der Hand hielt, kamen ihm die Thränen. Und nachdem es fertig war, stand mit feuchten, verwischten Buchstaben auf dem Papier.

„Ich hab Dich lieb und ich hab' so Heimweh.

Deine Liebste
Rosele."

Das war der Brief, den sie in der Neujahrsnacht dem Alphons schrieben. Und sie schliefen darauf und hatten Alle gute Träume.

Die trüben Wintertage vergingen ereignislos und einförmig. Der Mutter wollte die Arbeit

nicht recht von der Hand gehen, mitunter starrte sie traurig ins Leere. Auf der Rosele Wangen erstarb die Röte. Der Alte aber hielt sich aufrecht. An jedem Abend schaute er, bevor er zu Bett ging, auf den kleinen Glaskasten, den er an der Wand hatte anbringen lassen. Dort lagen auf schwarzem Tuch seine Ehrenzeichen, die Kriegsmünzen aus der Krim und Italien. Im Traume erblickte er dann seinen Bub auf einsamer Wüstenwacht.

Es war März geworden. Da traf ein Brief ein. Er war kurz. Der Bub hatte krank im Lazaret gelegen, war wieder ausgerückt und stand nun als Vorposten in einem armen Dorfe. Er hatte sich so gefreut, als der Neujahrsbrief ankam. Er hatte Heimweh.

Nun ward es noch stiller in dem Häuschen. Die Mutter sah den Vater mit vorwurfsvollen Blicken an, das Rosele weinte und der Alte stampfte mürrisch umher.

Acht Tage später kam ein zweiter Brief. Des Alphons Jugendmut und Starkthun war gebrochen. Der Corporal hatte ihn geschlagen. „Tête carrée“ nannten sie ihn. Und die heiße Wüstensonne versengte ihm das Hirn. Jüngst hatte man einen Deserteur eingebracht und erschossen. — — —

Der Vater wollte etwas sagen, als er das Schreiben gelesen hatte, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Die Mutter nahm ihn bei den Schultern:

„Wenn er im Land geblieben wär' und seine drei Jahr gemacht hätt'!"

Er fuhr nicht auf, er fluchte nicht, sondern schüttelte nur das graue Haupt. Das Rosele aber schlief nimmer. Sie sah ihn im Traume vor der Section stehen, welche den Deserteur niederschoß.

Da störte eine Botschaft das Gleichmaß der Tage. Die freiwillige Feuerwehr des Städtchens hielt eine Uebung ab. Der alte Laurent trug auch „Käppi" und Beil. Noch einmal so stramm hielt sich der alte Troupier, wenn er die breiten Hosen anzog. Dieser schwache Abglanz militärischer Verhältnisse war seine einzige Freude. Heute aber ging er sorgenvoll zum Versammlungsplatz. Als die Uebung beendet war, traten die Mannschaften im Kreise an. Da stand der Kreisdirektor neben dem Brandmeister, belobte ihren Eifer und sprach rühmend von Leuten, welche mit weißen Haaren ihr Leben für andere in die Schanze schlügen. Laurent achtete kaum darauf. Er dachte an seinen armen Bub. Ob er noch lebte? Nun nahm der Kreisdirektor eine Münze

aus einem Etui und trat auf den Alten zu. Dieser sah verständnißlos drein.

„Lorenz Gerber, ich habe Ihnen als Entgelt für Ihre 20jährigen treuen Dienste als Feuerwehrmann, der bereits mehr denn ein Leben den Flammen entrissen hat, eine freudige Nachricht mitzuteilen. Seine Majestät, der Kaiser hat geruht, Ihnen das allgemeine Ehrenzeichen zu verleihen.“

Er heftete die silberne Münze an des Alten Brust. Dem aber war das Blut ins Gesicht geschossen. Das Herz rebellierte unter der blauen Blouse. Er hatte französische Medaillen getragen, er war Franzos. Man schüttelte ihm die Hand. Er ließ es geschehen. Sie wollten ihn ins Wirtshaus führen, da riß er sich los. Er ging heim. Die Linke umkrampfte das Ehrenzeichen mit wildem Griff. Er ging schwerfällig, Schritt für Schritt. „Mir das!“ ächzte er.

Als er in seiner Kammer stand und auf die glänzenden, wohlbehüteten Münzen blickte, welche sein Stolz waren, zuckte es ihm in der Faust. Er lachte laut auf. Ein Ruck, zerfetzt hing der Rock um seine Schultern. In der geballten Linken schwang er das deutsche Ehrenzeichen hoch empor.

„Ich brauch' Dich nicht, ich bin kein Preuß!" Und er schmetterte es zu Boden, daß es einen lauten Klang gab. Nun stand er mit verschränkten Armen vor seiner Bettstatt. Seine Nasenflügel zitterten. Er roch Pulverdampf. Was war das? Ihm schwindelte. Er setzte sich mühsam nieder. Und jetzt sah er mit offenen Augen Algeriens Gefilde. Jenseits der hohen, schneebedeckten, wolkenumflogenen Berge kämpfte eine Abteilung algerischer Schützen mit den braunen Kabylen. Sein Bub stand mitten im Gewühl. Da traf ihn ein Speer. Er schwankte und fiel. — —

Der Alte stieß einen dumpfen Wehlaut aus und sank zurück.

So fand ihn sein Weib. Sie mühte sich schweigend um ihn. Langsam kam er wieder zu sich, es war vorüber. Da erblickte er die Münze, welche noch auf dem Estrich lag. Er bedeutete der Mutter sie wegzulegen — das Sprechen fiel ihm noch schwer — und schlief dann ein.

Wenige Tage waren seitdem verflossen. Der Alte vermochte wieder seinen Geschäften nachzugehen, aber seine Augen blickten nicht mehr so klar und scharf. Es zehrte etwas an seinem Herzen.

Wiederum saßen Vater, Mutter und Roſele in

der niedrigen Stube. Sie dachten wohl des Fremdenlegionairs, denn alle schwiegen. Da trat der Nachbar Philippe ein. Auch er hatte einen Sohn in Algier. Aber der war schon vier Jahre dort und hatte sich nach mancherlei Trübsal und Not eine ärmliche Stelle errungen. Der Nachbar sah verlegen und unbeholfen drein. Er saß geraume Zeit und sprach von diesem und jenem. Als er den Thürgriff wieder in der Hand hatte, sagte er:

„Ihr wißt wohl schon, daß eine Revolte in Algier stattgefunden hat. Ein Stamm hat sich erhoben und die Grenzposten niedergemacht. Doch ich muß fort. Bon soir beisammen.“

Das Rosele stieß einen lauten Schrei aus.

„Jesus, Maria! Er ist dabei gewesen. Er ist tot!“

Der Mutter zitterten die Hände. Sie vermochte sich nicht zu erheben. Die Thränen liefen ihr über die runzeligen Wangen.

„Mein Kind, mein armes Kind! Unser Vater, der Du bist im Himmel, laß mir mein Kind.“

Der Alte rührte sich nicht. Er saß in seinem Lehnstuhl. Da entfiel die Pfeife seiner Hand und zersplitterte. Das Rosele sah ihn an.

„Vater, was ist Euch?“

Sie sprang ihm zu Hilfe. Gerade sank sein Kopf hintenüber. Nun gehorchten auch der Mutter die Glieder.

„Laurent, Alter, wo fehlt's?"

Er aber schaute starr zur Decke empor. Mühsam, qualzerrissen kamen die Worte von den farblosen Lippen.

„Herrgott, zähl' mir's nit zu. Mein Bub ist tot. Ich hab's gesehen. — —"

Ein Zucken fuhr durch seinen Leib.

„Mutter — sag ihm — wenn er noch lebt — er soll — heim — kommen. Aber er ist tot."

Seine Augen schlossen sich. Sie hielten ihn krampfhaft aufrecht. Der Mutter gerannen die Thränen in den Wimpern. Nur ihre Lippen zitterten. Das Mädchen war weiß wie ein Linnen. Noch einmal schlug er die Augen auf. Er suchte sein Weib mit trübem, verschleiertem Blick.

„Caroline, heft' mir die médailles an."

Schweigend willfahrte sie ihm. Wohl zerbrach sie dabei das Glas des Kästchens, aber er hörte es nicht mehr. Sie befestigte die Zeichen alter Mannhaftigkeit an seinem Rock. Er suchte sie. Rosele führte ihm die Hand hin.

„Noch eine — die deutsche."

Mit Riesengewalt preßte die arme Frau das Schluchzen hinab und heftete die silberne Münze an die schwerröchelnde Brust.

Der Pendel der Uhr ging dreimal hinüber und herüber. Da rief der Sterbende mit lauter jubelnder Stimme:

„Vive l'empereur — —

„Er ist bei seinen großen Tagen!" flüsterte die Mutter.

„Wilhelm!" Endete er.

Er streckte sich lang aus und war tot.

IV.

Auf dem braunen Erdhügel, unter dem der ehrenfeste Mann ruhte, wuchsen von treuer Hand gepflegt, die ersten Stiefmütterchen und Veilchen.

Was der Alte in der letzten Stunde gewünscht hatte, schien nicht erfüllbar. Noch war keine Nachricht aus Algier gekommen. Der Alphons war verschollen.

Seiner Mutter Augen waren schwach geworden vom Weinen. In den schwarzen Gewändern saß sie tagaus, tagein vor der Schwelle auf der Bank und wartete. Aber er kehrte nicht heim.

Das Rosele ging still seines Weges. Es weinte nicht. Aber um seinen Mund hatten

Kummer und Leid Furchen gezogen. Wenn keine Wandlung eintrat, erlosch auch das Lebenslicht der guten Mutter. Nur noch schwach glomm das Flämmchen, das von Gatten- und Sohnesliebe nicht mehr gespeist ward. Und das schuf dem Rosele doppelte Trübsal.

Heute machte es sich, wie oftmals, auf, um das Grab zu pflegen und dort seinen bangen Gedanken nachzuhängen.

Langsam schritt es fürbaß. Schon hatte es den Feldweg erreicht, der an die Kirchhofpforte führte. Ein Mann ging an ihm vorüber. Aber nur ein flüchtiger Blick traf den Wanderer. Er war auch der Beachtung nicht wert. Sein Kleid war zerrissen, seine Schuhe wehrten dem Staub und den Steinen den Eingang nicht. Wirr hing ihm das Haar um Stirn und Schläfe.

Das Rosele war an dem Grab niedergesunken. Es schlang die Arme um die Kniee und schaute nach Westen. Funkelnder, leuchtender Abendschein überstrahlte die Bergkuppen. Und ein Seufzer zitterte von den Lippen des Mädchens.

Um dieselbe Stunde saß die Mutter gebückt auf der alten Bank. Sie schaute in den Schoß. Der Thränenquell, den Sorg' und Leid eröffnet

hatten, schien unversiegbar. Heiß tropfte es von den brennenden Lidern.

Da fiel ein Schatten über ihre Gestalt. Langsam schlug sie die Augen auf Ein abgerissener Bettler stand vor ihr. Wohl war ihr Auge krank und schwach. Aber jäh warf sie die Arme empor.

„Alphons, mein Bub, mein lieber Bub!"

Und der Flüchtling hielt sie am Herzen. Die Sinne waren ihr geschwunden. Die Haare, welche der Schmerz der letzten Monde gebleicht hatte, lösten sich unter den Küssen des heimgekehrten Sohnes.

Er trug sie in die Kammer. Da erwachte sie und preßte ihn an sich.

„Jetzt bleibst bei mir."

Er sah sich um. Sein Blick fiel auf das Trauerkleid.

„Mutter, für wen?"

Und die Frau, welche unter der Last ihres Kummers schier erlegen war, zog seinen Kopf an die Brust und fuhr ihm durch das Haar.

„Weißt Du, Kind, er war schon nit recht gesund. Es ist ihm wohl."

„Mein Vater!" Er schluchzte.

Und nun lag er vor ihr auf den Knieen und bat um Vergebung. Nimmer wollte er außer Landes gehen. Er war in harter Lehr' gewesen. Er wollte seiner Mutter gehören. —

„Sag, Mutter, hat mich das Rosele noch lieb!"

Da lächelte sie zum ersten Male wieder.

„O, du thörichter Bub! Du fragst?"

Da erzählte er von der Begegnung. Es war ihm so eigen geworden, er hatte sie nicht anreden mögen. Er schämte sich.

Es war dunkel. Nur mattes, graues Zwielicht stahl sich in die Stube. Sie saßen aneinandergeschmiegt und erzählten. Es war viel trübes und wenig Freud'.

Ein leichter Schritt ward vernehmbar.

Der Bursch schrak empor. Da trat das Rosele auf die Schwelle. Sie sah den abgezehrten Mann einen Augenblick fragend an. Doch als ihre Augen sich trafen, wußte sie, wer es war. Sie wollte ihm entgegeneilen, sie konnte nicht. Sie wollte seinen Namen rufen, ihre Lippen versagten. Aber die Hände preßte sie auf's Herz, denn darinnen sprang Fessel um Fessel. Der Alphons nahm sie in die Arme. Sie tauschten den ersten Kuß.

*
* *

Als Tags darauf die Mutter mit den Beiden an des Vaters Grab stand, hob der Alphons die Hand empor, wie zum Schwur.

„Herrgott, jetzt bleib ich daheim. Des Kaisers Rock will ich tragen. Ich bin kein Franzos. Bin nit mehr wälsch.

Madeleine

In einem Thale der waldreichen Vogesen, dem neuen Grenzwall der französischen Republik und des Deutschen Reiches, liegt das Städchen Winzach. Die krummen Gassen führen den Hügel hinan, auf dem die alte Kirche steht, von Tannenwipfeln umrauscht und einem schmalen Wiesensaum umgeben.

Die Abendsonne verglühte hinter den dunkeln Bergkuppen und brannte in den bunten Kirchenfenstern. Glutrote Strahlen huschten über den Seitenaltar und tauchten das Gnadenbild der Mutter Gottes in goldene Lichtwellen.

In der alten Bank, die dem Altar zunächst stand, kniete ein junges Mädchen und barg den Kopf auf den gefalteten Händen. Manchmal schien ein Zittern durch die schlanken Glieder zu gehen, dann hob Madeleine das bleiche Antlitz und blickte zu dem Marienbilde hinüber.

Als das Abendrot verglühte, und gespenstische Schatten um die Tannenwipfel flatterten, stand die Beterin auf und verließ das stille Gotteshaus.

Der Sakristan begegnete ihr am Portal und schaute ihr kopfschüttelnd nach; es war nun schon zehn Tage, seit Madeleine mit scheuen Blicken die Kirche besuchte und ihre Thränen auf das Holz der Bankbrüstung weinte.

„Mein Gott, mein Gott,“ murmelte sie, indem sie die Straße hinabschritt, „ich weiß mir keinen Rat. Die Heiligen geben mir keine Weisung und mein Herz ist gar zu schnell fertig mit dem Ja.“

Sie bog in eine dunkle Seitengasse ab, in welcher das schmalbrüstige Haus stand, das sie als ihr Heim begrüßen konnte.

„Ob der Vater schon daheim ist?“

Schnell öffnete sie die niedrige Thüre, welche in die Küche führte. Auf dem Herde prasselte das Feuer; ein alter Mann saß neben den wärmenden Flammen — denn noch pfiff der Märzwind über die Berghalden — und schnitzte an einem ungefügen Axtstiel.

„Grüß Gott, Madeleine, kommst endlich, die Mutter Gottes wird halt kein' besser' und frommer' Maidle haben, als Dich.

Mit einem kurzen Gruß war das Mädchen an den Herd getreten und schürte die Holzkloben zusammen, daß der Rauch empor wirbelte.

„Gehst morgen auf die Westhalde Holz schneiden, Vater?"

„Ich denk wohl, wenn der Morand Zeit hat. S'ist doch ein geschickter Bursch, der Morand, und alleweil lustig. Die schwerste Axt ist ihm nur ein Hölzel zum Spielen."

Madeleines Hände zitterten bei der Lobrede des Alten, und aufatmend ging sie in die Stube, als die Mutter eintrat und dem Gespräch ein Ende machte.

Schweigsam saß das junge Mädchen über die Näharbeit gebeugt, kein Wort entfiel ihren Lippen, bis der Vater sich erhob um die Ruhe aufzusuchen. Ein leises „Gut' Nacht" und Madeleine war allein in ihrer Kammer. Der Mond schien in das Gemach und umwob den welken Blumenkranz an der Wand mit geheimnisvollen Lichtern. Als das Mädchen im Bett lag und den irrenden Zeichen des Mondes an der weißen Wand folgte, da kamen ihr die trüben und doch so süßen Gedanken.

Nun waren es schon zwei Monate, seit der Morand ihr seine Liebe gestanden. Der Februarschnee hatte auf den Höhen gelegen und grau, von saumlosen Wolken verhüllt, hing der Himmel über dem Thale. Da standen sie oben an der alten

Tanne, die in die winterlichen Auen schaut, und hielten einander umfaßt. Dem übermütigen Burschen hatte das Herz stürmisch geklopft, und seine Augen blickten in feuchtem Glanz, als Madeleine mit bebendem Munde das Wort sprach, das er ihr später tausendmal von den Lippen küßte.

Als sie ihn damals fragte: „Darf ich es den Eltern sagen?" hatte er widersprochen und sie an's Herz gedrückt.

„Ich mein', mein Glück ist um das Stück kleiner, das Du davon Deinem Vater und Deiner Mutter giebst, wenn Du es ausplauderst."

Und sie hatte es vergessen. Dann war eine selige Zeit gefolgt. Abends, wenn die Schneekrystalle auf den Aesten funkelten, wenn die Sterne herniederflammten, hatten sie sich an der Kirche gefunden. Dort, an dem Eingang zum Gottesacker, schwur er ihr ewige Treue.

„Wenn der Frühling kommt, werb' ich um Dich," flüsterte er ihr eines Abends zu, und freudvoll hing sie an seinem Munde.

Nun war es Frühling. Die Bergwasser rauschten, und der Föhn strich durch das Thal und weckte die schlummernden Fluren. Madeleine bat den Liebsten, nun solle er vor die Eltern treten

und sie zum Weibe begehren, aber Morand suchte Ausflüchte, verschob von heute auf morgen und küßte ihr jeden Vorwurf von den Lippen. Und doch war seine Liebe nicht erkaltet. Sie hatte ihm das Blut durchglüht, und Madeleine fühlte sein Herz pochen, wenn er ihren schlanken Leib an sich preßte.

Vor wenigen Tagen hatte er ihr erzählt, daß er vom nächsten Sonntage ab oben im Gebirge Holz fällen müsse und wohl eine Woche in der Waldhüte wohnen werde.

Madeleine war ihm um den Hals gefallen. „Wirst auch an mich denken, Morand, wenn Du mit dem Vater oben bist?"

„Der Vater bleibt unten, ich geh' allein hinauf. Kannst mich ja besuchen kommen, s'ist gar fein in den Mooshütten."

Das hatte er so in den Wind geredet, als sie es aber ernst nahm und erschrocken abwehrte, wurde der Bursch trotzig und bat und flehte:

Komm zu mir Dirn'. Wenn's Feierabend läutet, gehst den Holzweg hinauf, der am Klösterle hinführt, dann bist bald oben. Ich bring' Dich heim bis an's Thor. Nur ein' Stund wollen wir durch den Wald gehen, ich will Dich nur ein=

mal küssen, damit ich 'was zu träumen hab', wenn der Schuhu schreit und die Waldgeister über die Matten tanzen."

Madeleine hatte ihm nicht geantwortet, und nun sollte er morgen auf die Westhalden gehen, ohne Abschied von ihr zu nehmen. Heimlich rollte ihr eine Thräne über die Wangen.

„Mutter Gottes, heilige Maria" — — — — Sie war eingeschlafen.

*
* *

Vom Kirchturme läuteten die Glocken die zehnte Abendstunde ein. Auf den Gassen war es still, trüb flackerten die Oellampen an den Straßenecken und warfen ihren unsicheren Schein über die altersgrauen Wände.

In dem Garten, der hinter dem Hause des alten Mattheis, Madeleines Vater, angebracht war, schlich der Mondschein über die ärmlichen Beete. Da löste sich von dem Stamm des Apfelbaumes eine Gestalt und umfaßte den Ladenriegel des einen Fensters. Die Scheiben klirrten leicht.

„Madeleine!"

Alles blieb still.

Dem Burschen entfuhr ein Ruf der Ungeduld und kräftiger gegen die Scheiben pochend wiederholte er:

„Madeleine ich bin's, der Morand."

Da flog das Fenster auf. Mit einem Ruck schwang sich der kräftige Bursch auf die Brüstung und zog sein Lieb lachend an sich.

„Jesus, Maria was thust Du?" flüsterte das Mädchen entsetzt.

„Ich komm', weil ich doch nit ohne Abschied von Dir gehen wollt'. Leb' wohl Madeleine, laß Dir die Zeit nicht lang werden, bis Du mich besuchst."

„Was fallt Dir ein, Morand, ich kann gewiß nit auf die Halden gehen. Bedenk, was die Leut' nachher zu sagen hätten."

„Die Leut', was gehen mich die Leut' an, Schatz. Wenn Du nit willst, mir soll's schon recht sein. Ich hab' halt gemeint, Du hätt'st Deinen Buben gern. Dann wollt' ich auch am nächsten Sonntag, wenn ich wieder daheim bin, zu Deinem Vater treten und ihn fragen, ob ihm der Morand recht wär' als Schwiegersohn. Na, also adjes Dirn', wenn's nit sein soll, geh' ich."

Doch dem Burschen war es nicht so ernst mit

seiner Drohung, er ließ die zitternde Gestalt des Mädchens nicht los und schaute nur gleichmütig in die Nacht hinaus. Ein Seufzer hob die Brust Madeleines.

„Morand sei nit bös', schau, ich hab' Dich ja so lieb. Weiß Gott, s'ist schon eine Sünd', wenn Du so heimlich mein Schatz bist. Und jetzt soll ich gar zu Dir aufi in den Wald kommen —"

Er bot ihr die Hand: „Es wird spät, ich muß um vier Uhr auf dem Weg sein, leb' wohl."

Sie klammerte sich an ihn.

„Aber Morand, so hör' doch, Du mußt es aber dem Vater gewiß sagen, wenn Du im Wald fertig bist. Er hat, glaub ich, schon gemerkt, daß ich einen Schatz hab'. Was ein Kind geheim hat vor seinen Eltern, ist sündhaft, wenn's auch sonst was Gutes ist: das ist sein Wort."

„Mach schnell Madeleine."

Morand stand bereits auf der Erde und streckte ihr die Arme entgegen.

„Auf Wiedersehen!"

„Ich komm'!"

Das Fenster klirrte, und alles war still wie zuvor. Nur in der Kammer des Alten ertönte ein kurzes Geräusch. Das klang, als schlösse je-

mand vorsichtig den schweren Holzladen. Das Mondlicht glitt neugierig über die Wände des Hauses, aber alles war ruhig.

Als Madeleine am anderen Morgen in die Küche trat, fand sie den Vater mit finsteren Blicken in dem engen Raum auf und niedergehen.

„Ihr seid schon auf Vater?"

Der Alte blieb stehen.

„Sag' Madeleine, ist die Lattenthür' heut' Nacht verschlossen gewesen?"

Erschreckt zuckte das Mädchen zusammen und vermochte das Beben ihrer Stimme nicht zu unterdrücken, als sie antwortete:

„Sie ist ja nie geöffnet, Ihr habt doch selbst den Schlüssel."

„Ich mein', es ist jemand im Garten gewesen, hast Du nichts gehört?"

Sie verschränkte die Hände ineinander und schaute stumm zu Boden.

„Sollt' ich den Nachtwandler finden, geht's ihm gewiß nicht gut."

Schmetternd flog die Thüre hinter dem Forteilenden in's Schloß. Madeleine sank weinend auf die Bank:

„O Gott, jetzt ist's vorbei, der Vater hat ihn

gesehen die Nacht. Was soll ich thun? Nun kommt ihm der Freier auch nicht gelegen, und wenn der Bub' hitzig wird, hernach ist gleich alles verspielt. Und ich bin's schuld, ich hätt's dem Vater sagen sollen, er wär bös worden, aber den Burschen hätt' er mir nit genommen."

Die Kukuksuhr schlug die fünfte Stunde.

„Jetzt ist er droben an der Hütte und schaut am End in's Thal, ob er das Häusel unter den alten Dächern finden kann. Morand, Morand, nun muß ich zu dir aufi kommen, damit du weißt, was der Vater gesagt hat."

Und der Tag stieg höher und höher. Der Wind hatte sich gelegt, nachdem er die Wolkenfetzen auseinandergetrieben und verlor sich in dem matten Flüstern des Buchenwaldes, der in einem lichtgrünen Halbkreise die Hügelrücken bedeckte. Madeleine ging mit bleichen Wangen umher, und ihre blauen Augen blickten gar trübe; scheu und ängstlich bückte sie sich über die Näharbeit, und heimlich feuchteten die Thränen die Leinwand.

* * *

Die Kirchenglocken in Winzach verkündeten den Feierabend und tönten weit hinaus in das Thal,

Von dem Thurme des „Klösterle" antwortete es mit hellerem Klange.

Madeleine sank in die Kniee und betete ein Ave Maria, ehe sie den Saumpfad hinanstieg, der in zierlichen Windungen bald durch grüne Matten, bald durch den hohen Wald führend, nach der Westhalde leitete. Sie hatte den Rosenkranz um das Handgelenk geschlungen und suchte zu beten, um der Gedanken Herr zu werden, die sie bestürmten. Die Sonne war hinter den Gipfeln der Berge versunken Das Zwielicht breitete über Feld und Flur seine zuckenden Farben. Matte Sterne blitzten hier und dort durch die weißlichen Flugwolken, um jäh wieder zu verschwinden, und der scharfe Schrei eines Raubvogels drang durch die flüsternde Stille, die über dem Gelände ruhte.

Das Städtchen lag hinter dem Hügel verborgen, den Madeleine überstiegen hatte. Jetzt nahm sie der Hochwald auf, die Tannennadeln bedeckten den Pfad und machten den Tritt unsicher. Ernst und insichgekehrt schienen die einzelnen Bäume, wie sie in gemessener Entfernung ihre Wipfel emporsandten. Nur der Farren hatte in dem Boden, an dem Fuße der Tannen, Wurzel geschlagen und überwucherte die zerrissenen Felsblöcke.

Der Athem des Mädchen ging kürzer, ihre Haare hatten sich gelöst und fluteten entfesselt über die runde Brust. Da drang ein Juchzer mälig verklingend durch die Stille. Madeleine horchte auf. Noch einmal, nun schon näher, schallte es:

„Schatz, wo bist du?“

Der Dirne schoß das Blut in die Wangen. Ihre Zweifel und Bedenken, die Furcht vor Entdeckung, alles verjagte dieser Ruf, und jubelnd warf sie die Arme in die Höhe.

„Morand, Morand!“ schwang sich die Antwort helltönend dem Burschen entgegen.

Ein fernes Echo wiederholte „Morand.“ —

Felsgeröll löste sich unter dem hastenden Schritt des Burschen, der, die Jacke über der Schulter, ohne Weg und Steg den Abhang hinuntersprang. Das Mädchen war stehen geblieben und streckte ihm die Hände entgegen.

„Da bin ich.“

In einer Lichtung des Waldes stand die Holzhütte. Rings lagen die aufgeschichteten Tannenscheite und etwas mehr nach dem Dickicht hin reckte eine niedergeschlagene Baumriesin ihre Zweige empor. Die Axt des Fällers steckte in dem Stamme. Als die Glockentöne leise und kaum vernehmbar an

sein Ohr drangen, hatte er mit einem kräftigen Schwung das Beil in den Baum getrieben, seine Jacke aufgegriffen und war in frohen Sprüngen den Berg hinabgeeilt.

Eben trat Morand aus dem Wald. Er hatte den Arm um seine Dirne gelegt und sah ihr feurig in die blauen Augen.

„Siehst Du Madeleine, jetzt sollten wir hier bleiben, ein' Hütten steht dort, Holz läßt der Herrgott wachsen und mit dem Vater seinem Chassepot schieß' ich, was zum Essen not thut.“

„Ich glaub', Du könntest das verlangen, Du Wildling“

Er zog sie zu sich auf den gefällten Stamm nieder, und lächelnd lehnte sie sich an seine Brust.

„Hier ist es einfacher, als unten an Deinem Fenster; den Kuß bekomm' ich schneller“

Er küßte sie rasch ein paar Mal auf den roten Mund.

„Hör' Morand, ich muß Dir noch sagen, daß der Vater Dich gesehen hat, als Du im Garten warst.“

„Wer hat Dir das weiß gemacht, und wenn es auch wahr ist, mein Schatz bist ja schon.“

„Freilich, das will ich auch bleiben, aber s'ist

wahr, er hats gesagt.“

„Dann kommt ihm der Freier eben nicht unverhofft.“

„Gehst gewiß zu den Eltern, Morand, gleich, wenn Du in's Städtel zurückbist?“

„Mach Dir kein' Sorgen, Maidle, und jetzt laß' das gut sein, s'ist nit immer so schön, wie alleweil. Ich hab' früher einmal gehört, wenn zwei still beieinander sind, die sich gern haben, dann schreit der Kukuk und sagt ihnen, ob sie Mann und Weib werden.“ —

Da scholl es laut: Kukuk.

Madeleine fuhr zusammen, der Bursch aber lachte.

„Hast ihn gehört Schatz, das gilt, wir wollen horchen, wie oft er noch ruft.“

Aber alles blieb still, der Vogel antwortete nicht mehr.

„In einem Jahr,“ flüsterte das Mädchen.

„Warum in einem Jahr, thut's nit auch ein Monat, Lieb oder — er zog sie näher an sich und lispelte — ein Tag.“

Die Röte kam und ging auf ihren Wangen. Unten im Buchenwald schlug eine Nachtigall. Aus den Wiesen stiegen feuchte Nebel auf und flogen um die Wipfel der Tannen, durchleuchtet von dem

Mondschein, der alles mit fahlem Glanz übergoß. Hie und da streifte der Atem des Nachtwindes die Baumkronen und weckte ein heimliches Rauschen. Der Schall eines fernen Schußes rollte durch die Thäler und verlor sich in den Schluchten.

Die Liebesleute schritten durch den schweigenden Wald dem Städtchen zu, das mit seinen matten Lichtern, eine dunkle Masse, zwischen den Hügeln lag. Am Klösterle schlang Morand noch einmal den Arm um das Mädchen:

„Leb' wohl Madeleine."

Und er küßte sie auf den Mund. Die Dirne aber warf die Arme um seinen Hals und weinte herzbrechend.

„Komm Schatz, Du mußt jetzt zugehen, sonst wird's zu spät."

Sie antwortete nicht und suchte das Schluchzen vergebens zu hemmen. Der Bursch' wurde ungeduldig.

„Hörst denn nit, Madeleine, sei doch kein Narr!"

Mit Gewalt löste er ihre Hände und wandte sich rasch zum Gehen.

„Adjes, behüt Di' Gott."

Seine Gestalt verschwand in dem Dunkel, Madeleine aber starrte ihm schweigend nach, schlaff

waren ihr die Arme niedergesunken, und still mit gesenktem Kopfe schritt sie den Pfad hinunter. Als sie die Stadt erreichte, suchte sie die abgelegensten Gassen auf und stahl sich heimlich in das Haus.

Der Vater saß in der Küche.

„Wo warst Du Dirn'?" fragte er barsch.

„In der Kirche."

Der Herzschlag stockte ihr bei der Lüge und scheu irrte ihr Blick zum Muttergottesbild hinüber. Da schienen ihr die Augen der heiligen Jungfrau drohend entgegen zu leuchten, sie erbebte und tastete nach der Thürklinke.

„Vater mir ist nit wohl."

In der Stube brach sie in die Kniee.

„Heilige Mutter Gottes, erbarme dich meiner."

Rasselnd hub die Uhr aus:

„Kukuk, Kukuk," krächzte das Uhrwerk, und mit einem gellenden Schrei schlug das junge Weib zu Boden.

* *
*

Die Julisonne brannte sengend auf die Felder nieder. Das Gras war mit grauem Staub bedeckt und lechzte nach dem erquickenden Naß; aber

die Rinnsale lagen trocken, keine Welle vermochte sich zu Thal zu arbeiten.

In dem Garten des alten Matheis welkten die ärmlichen Blumen, denn keine Hand versorgte sie mit Wasser. Der Alte stand in der Hausthüre. Die Falten auf seiner Stirn waren tiefer geworden, und krampfhaft biß er auf das Rohr der kurzen Pfeife. Aus der Stube klang die Stimme seiner Frau, sie schien ihm begütigend zuzureden. Da stampfte er mit dem Fuß auf:

„Nom de dieu, laß mich zufrieden. Nichts will ich hören, gar nichts. „Oder" — er trat in das Zimmer — „ist es noch nit genug, ist die Schand' Dir noch zu klein? Meinst gar, der Bursch thät die Dirn' nehmen, ha, ha, Alte, glaubst, er wollt' Hochzeit und Tauf' zugleich halten? Und wenn auch, mir ist's gleich, ich hab' kein Kind mehr, die dort in der Kammer," er wies mit der knochigen Hand nach Madeleines Gemach, „hat nit mehr mit dem Matheis zu thun. Dem Buben aber, der mich um mein' Ehr' gebracht, dem zahl' ich's heim und wenn ich in's Prison müßt."

Noch ein grimmiger Fluch, und die Thüre fiel hinter ihm in das Schloß. Die Mutter hatte die Hände gefaltet und starrte vor sich hin.

„Und er hat Recht, o die Schand', mein einzig Kind ist eine — — —." Die Stimme brach ihr.

Da öffnete sich die Kammerthüre:

„Mutter."

Bei dem zitternden Laut fuhr die Alte empor. Dort stand ihr Kind. Das braune Haar floß ihr um die Schläfen, der Gram hatte seine Spuren in ihr Antlitz gegraben und dem Blick der blauen Augen den Frohsinn, dem bleichen Mund das Lachen gestohlen. Lässig hing das Gewand um ihre Schultern und hoch trug sie den Gürtel um die Hüften.

„Geh Dirn', ich kenn' Dich nit mehr, ich hab' ein Kind gehabt, das ist — gestorben."

„Ich geh Mutter, willst mir nit noch einmal die Hand geben, schau s'ist das letzte Mal. Wenn ich Dein Kind nimmer sein kann, mag ich nit von Deinem Brot essen. Ich hab g'fehlt, ja schwer gesündigt, aber bis heut' gedacht, die Lieb' deiner Mutter hat's dich doch nit gekostet. Wenn mein Fehl aber so groß ist, daß auch die kein' Platz mehr für mich hat, dann muß ich freili' gehn."

Und sie ging.

Die Alte sank schluchzend in dte Kniee:

„Heilige Mutter Gottes, steh mir bei, hilf mir's tragen; es ist gut, ich hab kein Kind mehr."

Ein Krampf rüttelte die alte Frau, und sie griff in die Kette des Rosenkranzes, daß die Schnur riß, und die Kugeln über den Estrich rollten.

— — — — — — — — — — — — —

Glutrot sank die Sonne, alles in purpurne Fluten tauchend. Vom Turme der Kirche rief die Glocke zur Andacht. Kerzen brannten am Altar der heiligen Maria, durch das Schiff wallte eine milde Dämmerung, während über den Stufen des Mittelaltars die heilige Lampe ihr sanftes Licht ausstrahlte.

In der letzten Bank, nahe am Ausgang, kniete Madeleine. Sie hatte keine Thränen, keine Gebete mehr. Starr und stumm schaute sie blicklos in das feierliche Dunkel. Der Chor der Mädchen und Knaben betete den Rosenkranz, und das gleichtönige Murmeln der Stimmen drang ihr beruhigend zu Herzen.

Schon waren es vier Monate, seit sie Abschied genommen von ihrem Liebsten, oben am Klösterle. Damals war ihr die erste Ahnung eines kommenden Unheils geworden, und sie hatte sie nicht betrogen. Vergebens wartete sie Tag für Tag auf den Freier,

er kam nicht. Freilich war Morand in der Stadt, aber er wich ihr aus und vermied selbst die Gasse, in der das Haus lag Da hatte sie ihn eines Abends an der Kirchenpforte getroffen und ihm zugeraunt:

„Am Gottesacker wart' ich auf Dich.“

Der Bursche wollte aufbrausen, als er ihr aber in's Auge schaute, neigte er das Haupt.

„Ich komm'.“

Jener Abend stand ihr wie mit feurigen Buchstaben im Gedächtnis geschrieben, noch wußte sie jedes Wort, noch sah sie ihn vor sich, den wilden Buben, seine wegwerfende Geberde und hörte das kurze Lachen, mit dem er sie von sich stieß und davonging.

„Morand“ hatte sie ihm gesagt, „willst Du Deinem Wort untreu werden, hast Du vergessen, was Du mir auf der Halde gelobt hast? Du mußt zu dem Vater gehn, Morand, Du m u ß t!“

Er hatte sie zu beruhigen gesucht.

„Eilt es so, Dirn'?“

„Morand bei allen Heiligen beschwör' ich Dich, thu mir die Schand nit an, weißt Du was Du auf dem Gewissen hast, wenn Du mir den Rücken

kehrst? Komm Bub', oder bin ich Dein Schatz nit mehr?"

Er antwortete nicht. Sie faßte ihn am Arm: „Sprich, bei der Mutter, Gottes, sprich!"

Er wich ihren Blicken aus.

„Laß mich."

Morand denk' an den Kukuksruf!"

Da riß er sich los.

„Bist Du närrisch Maidle, meinst mich zwingen zu können. Was willst Du denn von mir?"

„Weißt Du es noch nit?" entgegnete sie tonlos.

„Nein Dirn', oder bin ich's schuld, wenn sich ein's vergessen hat?"

„Morand, Morand sag's nit mehr!"

Sie packte ihn bei den Schultern.

„Ha, ha, sie ist nit bei Sinnen!"

Sie taumelte zurück und lehnte allein am Gitter. Eisige Kälte schlich durch ihre Adern, vom Turme tönten die Glocken.

„Kukuk, Kukuk, es hat sich ein's vergessen!" gellte es ihr in den Ohren und wie ein gescheuchtes Reh floh sie in ihre Kammer. — —

Madeleine fuhr zusammen, das Gebet war zu Ende und der Priester begann den englischen Gruß. Mechanisch betete sie mit. Doch als die Fürbitte

kam, als der Chor das „Bitt' für uns" ein Mal um das andere wiederholte, verwirrten sich ihre Gedanken. Das Muttergottesbild schien ihr zu drohen, vor ihren Augen wallte ein bunter Nebel. Fort von hier! Fort von hier! mußte sie die Bitte der Beter deuten. Da erblickte sie an einem Pfeiler den treulosen Mann, gleichgültig bewegte er die Lippen und sah das bleiche Antlitz seiner Liebsten nicht. Ihr schwindelte. Das Kirchendach wich in den Himmelsraum, höher und höher wuchsen die Säulen, dort in der Ferne flammte ein rotes Licht, immer weiter, immer weiter zurück flog sein Glanz, wie Meeresrauschen drang es heran, wuchs und schwoll — ein dumpfer Wehlaut, sie fuhr nach dem Herzen.

„Die Lieb" und leblos glitt sie zu Boden.

Der Priester schritt segenspendend durch die Kirche, da stieß sein Fuß an einen Körper, er beugte sich nieder und winkte den Nächststehenden. Der alte Matheis trat herzu und half ihm, da blickte er dem Weib in's Gesicht.

„Madeleine."

Er griff nach einem Halt, dann lachte er leise.

„Ja, ja, s'ist mein Kind gar nit, Ehrwürden, ich kenn's gewiß nit."

Und vor sich hin murmelnd verließ er das Gotteshaus. Der Priester sah ihm erschüttert nach.

„Es hat ihm den Verstand verrückt.“

Und er kniete neben der Toten nieder und betete.

Rolf Henners.

In den Wasgenbergen liegt ein stiller, geheimnisvoller See. Dunkle Tannen umgeben das unbewegte Gebirgswasser, auf dem kein Sonnenstrahl leuchtenden Widerschein zu entzünden vermag. Auf der Westseite steigt das Ufer steil empor, altersgraue Felsen sind übereinander getürmt, vom Wildwasser durchfressen und vom Moos umsponnen. Hoch oben beginnen sanfte Matten, Kühe waiden dort und vorwitzige Ziegen wagen sich bis in das Geröll. Friedliche Sennen hausen auf der Höhe, unbekümmert um die Kriegsstürme, die das Land von Basel bis Metz durchtoben.

Bernhard von Weimar hatte sich mit deutschen Truppen und einigen schwedischen Scharen nach dem Elsaß geworfen, und es trotz den Anstrengungen der Kaiserlichen behauptet. Frankreich sandte ihm Hülfe und nahm ihn in seine Dienste.

Die kriegswilden Söldner freuten sich der reichen Beute in dem schönen Lande, und einzelne Banden durchzogen raubend und plündernd die Thäler.

Ein schmaler, wenig benutzter Weg führte nach dem Wildsee. Selten schritt jemand den Pfad entlang und störte das frohhaftige Leben der gefiederten Waldbewohner. Heute aber duckten sich die Finken und die Spechte scheu auf den Ästen, denn ungewohnte Laute störten die Stille. Auf dem steinigen Wege zog eine Rotte Reiter. Die Pistolen in der Faust ritten zwei Dragoner an der Spitze und lugten scharf durch die hochstämmigen Tannen. In einiger Entfernung folgte ihnen der Haupttrupp. Ein stattlicher Junker auf einem Rappen war der Führer. Die Schwedenschärpe hing über seine Schulter und bedeckte das Lederkoller. Hellblonde Locken quollen unter der Eisenhaube hervor und verrieten den Sohn des Nordens. Zuweilen schaute er forschend umher, dann versank er wieder in stille Gedanken. Seine Reiter lachten und scherzten, es waren wetterharte Gesellen, die schon manches Jährlein den siegreichen Fahnen Gustav Adolfs und Bernhards folgten.

„Weiß der Teufel, was den Junker plagt!“ rief ein grauhaariger Kamerad, „'s ist doch sonst seine Art nit, die Steine zählend einherzutraben. Caramba!

„Parbleu! Klaus, ich meine, die Sache hat ihr Besonderes. Wir haben nit umsunst für zwei Tage auf den Sattel geschnallt, wer weiß, ob wir nit bald im schönen Frankreich den Becher schwenken.“

Die beiden Reiter, welche die Spitze des Zuges gebildet hatten, kehrten zurück.

„Wir kommen an einen See, der Weg macht einen Bogen,“ meldete der Eine dem Junker.

Dieser gab seinem Roß die Sporen und sprengte nach vorn. Als seine Leute anlangten, war er bereits abgesprungen und hatte sich in das Haidekraut geworfen.

„Sitzt ab, Kameraden, wir wollen den Gäulen etwas Ruhe gönnen! Hallo Klaus, bring' deine Knöcheln.“

Eine halbe Stunde später flammte ein mächtiges Feuer am Seeufer. Die Reiter lagen bei vollem Becher und spielten und fluchten. Von Zeit zu Zeit spähte Rolf Henners, der Junker, nach dem Stand der Sonne.

„Mordblei, wir müssen heute noch die Höhe dort erreichen; der Teufel hole diese Winkel und Schluchten, in denen kein ehrlicher Reitersmann den Gaul wenden kann.“

„Wohin geht's denn, mit Verlaub?“ fragte

Klaus und schob den Würfelbecher in die Satteltasche.

„Ihr habt uns zu einer Streife aufgeboten, aber meine Augen sehen nichts als Bäume und Felsen, und mein Verstand quält sich vergebens eine Lösung zu finden.“

„Heiliger Patrik, Klaus, das war deine längste Rede,“ lachte der Junker, indem er sich auf's Roß schwang, „siehst Du, dort oben,“ er wies mit der Rechten nach den Höhen über dem See, dort sollen noch stattliche Nester liegen, wie der Ratsherr in Breisach mir erzählte, nun gedacht' ich diesen Milchbauern einmal die schwedischen Farben zu zeigen!“

Die Reiter hatten sich um ihren Führer gedrängt und begierig seinen Worten gelauscht. Mit doppelter Hast bewerkstelligten sie darauf den Aufbruch. Lustige Beute, hei, das gefiel ihnen und mancher lockerte das Schwert und prüfte das Pistol.

Weißliche Abendnebel stiegen von dem Wildsee empor und schwangen sich zu den Matten hinauf. An dem westlichen Abhange lag eine Sennhütte. Das niedrige Strohdach neigte sich tief hernieder und gab dem weitläufigen Gebäude ein

trutzig ehrbares Ansehen. Aus dem gewaltigen Schornstein quoll dichter Rauch, die Thüre stand weit geöffnet, und man vernahm das Knistern der brennenden Holzscheite und das Murmeln rauher Stimmen. An einem schweren Eichentisch saßen die Sennen, starkknochige, breitschulterige Gesellen, die den brausenden Nordsturm und die furchtbaren Wetter nicht fürchteten. An dem Herde stand eine junge Dirne, das Blondhaar in zierliche Flechten gezöpft und die Brust in einem knappen Mieder geborgen. Eben hob sie den schweren Kessel vom Feuer und schürte die Glut, daß die Funken sprangen, da drang ein dumpfes Geräusch an ihr Ohr. Hatten sich die Kühe losgerissen? Der Hufschlag kam näher.

Die Männer lauschten, während der alte Jakob, dem die Sennhütte zu eigen war, unter die Thüre trat. Erstaunt fuhr er zurück. Wilde, bärtige Gestalten sprangen draußen von den dampfenden Rossen, ein stattlicher Kriegsmann erschien auf der Schwelle, das Schwert in der Rechten, das kurze Feuerrohr in der Linken.

„Gott zum Gruß, wir bleiben hier über Nacht. Rückt von der Bank, ihr Leut'!"

Klirrenden Schrittes trat er an den Tisch.

„Wer ist euer Bauer?“

Die Sennen waren von den Sitzen gefahren und maßen die Reiter mit finsteren Blicken.

„Ich bin Herr hier;“ antwortete der Alte und rückte die Lederkappe.

Da lachte der Junker hell auf.

„Du irrst Dich Kuhhirt, ich bin Herr hier. Zeigt den Klötzen den Weg.“

Die Krieger winkten den Sennen mit den funkelnden Degenspitzen, schon vernahm man drohende Worte, die Burschen griffen zu dem langschaftigen Gurtmesser, aber ein herrischer Befehl des Alten, und sie verließen den Raum. Rolf Henners warf das Schwert auf den Tisch und rief nach Wein.

„Das gibt's hier nit,“ antwortete der Senn.

„Schaff' Wein her, oder ich lass' dein Vieh die Schlucht hinabtreiben.“

„Auch das wird nit helfen.“

„Dann geh' zur Hölle.“

Der Junker ergriff einen hölzernen Napf, der auf dem Tisch stand, und schleuderte ihn nach dem Greis. Das schwere Holz fuhr ihm über die Schulter. Ein Schrei erscholl und ließ den Schweden emporschnellen. Neben dem Herd lag eine Dirne in der Asche, das Blut quoll unter

dem goldigen Haar hervor und färbte das weiße Brusttuch.

Der Krieger stieß die Bank zurück und beugte sich über die Getroffene. Da griff ihn die Faust der Sennen am Koller.

„Die ist mein, Schwed'," sprach er tonlos und hob das Mädchen auf seine Arme.

„Gertrud, mein Kind!" rang es sich von seinen Lippen nnd schweren Trittes trug er sie aus dem Gemach. Rolf schaute dem Alten wortlos nach, er hatte den rauhen Stoß nicht gespürt, nur der kurze Blick aus den blauen Augen der Dirne haftete in seinem Sinn.

Plötzlich warf er den Kopf zurück und lachte.

„Vorwärts Kameraden, her mit den Wenzeln, ich setz' meine morgige Beute."

Die Reiter drängten sich um den Tisch und bald scholl ihr Fluchen und Hadern durch die offene Thüre in die Herbstnacht hinaus.

In dem Heuschober kniete der alte Senn neben seinem Kind und kühlte die Stirnwunde; die Knechte flüsterten und wünschten den wilden Kriegsleuten den Tod und die ewige Verdammnis.

„Vata'" flüsterten die bleichen Mädchenlippen, „laß mich nit," und seine Arme legten sich schützend um die Schultern seines Kindes.

*
* *

Die Morgensonne strahlte in leuchtendem Glanz auf die Hochmatten hernieder. Krystallne Tautropfen funkelten im Grase und zarte Herbstfäden schwebten durch die Luft. Die Herbstzeitlosen öffneten den schlanken Kelch, wachgeküßt von dem Tageslicht. Vor der Sennhütte schnaubten die aufgeschirrten Rosse, die Schweden standen neben den Tieren und lachten und scherzten.

„Zum Teufel Kameraden, hier ist es so heimlich wie oben im Gulbrandsthal," rief Klaus.

„Gott straf' meinen Fürwitz, aber wissen möcht' ich, wo der Junker steckt? Die Streife scheint aufgegeben zu sein."

„Der Junker ritt vor Sonnenaufgang hinaus," warf der Trompeter ein.

„Dann haben wir umsonst gezäumt, blas' einmal Björn, wenn das Echo ihn den Weg nicht finden läßt, satteln wir ab."

Schmetternd flog der Ton der Kriegsdrommete über die Höhen, am Wildsee brach sich der Schall und kam jauchzend zurück. Unten an dem stillen

Wasser graste Rolfs Roß. Sein Herr stand unter einer Föhre und schaute auf die ruhige Flut. Da hallte der Trompetenstoß durch die Luft, er fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Die Wölfe lechzen nach Beute, aber, Gottes Blut, heute halten wir Rast."

Er riß das Feuerrohr aus dem Halfter. Donnernd rollte der Schuß durch die Waldschlucht; fluchend rüsteten die Krieger ab. Rolf Henners aber lehnte schweigend an dem düsteren Stamm. Der vorwurfsvolle Blick der blauen Augen wollte nicht aus seinem Gedächtniß weichen: schon manche Dirne hatte er geherzt, schon manches Weib verlassen, Reiterblut kennt keine Treu', doch niemals hatten schöne Augen ihn bewegt. Unmutig wandte er sich zum Gehen, da hörte er das Geröll unter einem heftigen Tritte knirschen, vorsichtig legte er die Hand an den Degen und lauschte. Die Brombeerranken wurden bei Seite gebogen, und die Sennin stand vor ihm.

Bei seinem Anblick zuckte sie zusammen und blieb trotzig stehen. Er sah nur die weiße Binde, welche die Stirn umhüllte und die Augen, welche so vorwurfsvoll auf ihm ruhten. Das Herz pochte ihm gegen das Wams, er trat ihr ent-

gegen und wollte sich der Schuld anklagen, aber sie schien ihm die Worte von der Stirne zu lesen.

„Laßt es gut sein Herr, ich weiß Ihr wollt mir Abbitt' thun; daß Euch die That leid ist, schaut Euch aus den Augen. Behüt Euch Gott.“

Das Gebüsch rauschte hinter ihr, sie war gegangen. Er aber preßte die Hand auf die Brust und wußte sich das Gefühl nicht zu deuten, das ihn ergriff. Endlich raffte er sich auf, nahm das Roß am Zügel und suchte den Pfad, der ihn zu seinen Leuten führte. Noch blinkte das stille Gewässer durch die Bäume, da schlug ein Schrei an sein Ohr, ein rauhes Lachen folgte dem Ruf, dann ward es still.

Er ließ den Zügel sinken, riß den Degen aus der Scheide und drang durch das Gebüsch. In einer Lichtung rang Gertrud mit einem seiner Reiter. Ihre Haare hatten sich gelöst, das Brusttuch war zerrissen und der Verband von der Stirn gefallen, so daß die breite Wunde sichtbar wurde. Der Kriegsknecht hatte sie umfaßt.

„Nicht so unhold Schatz, es stört uns niemand!“

Ein Hieb mit flacher Klinge fuhr ihm auf's Haupt, daß der Sturmhut erklang.

„Gottes Tod, bist Du ein ehrlicher Kriegsmann, hast Du die Dirn im Streit errungen?"

Der Gesell bebte vor Ingrimm, aber das Auge des Junkers bannte ihn.

„Ha, ha, ich komm' zu spät, freilich die seidene Schärpe hat's Vorrecht."

Dem Junker schwoll die Stirnader.

„Schuft!"

Er hob das Schwert, da klirrte auch die Wehr des Andern aus der Scheide, ein Stoß zerfetzte dem Junker den Ärmel; es war der letzte Streich seines Gegners, der gleich darauf mit klaffender Schulter im Haidekraut lag.

Das Mädchen war auf die Kniee gesunken und hatte die Hände gefaltet, während ihr zwei schwere Thränen über die Wangen rollten. Rolf hob sie empor:

„Habt dank Herr, tausend Dank."

„Ich habe eine andere Schuld wett gemacht."

Sie haschte nach seiner Hand und preßte die Lippen auf den Stulphandschuh. Der Junker schloß einen Augenblick die Augen, das Herz schlug ihm so ungestüm, er vernahm das jauchzende Pochen und langsam bog er das Knie.

„Der Kuß gebührt dieser Hand nicht, jetzt

kannst Du es nimmer wehren. Vergieb mir die rasche That."

„Sie wollte sprechen und konnte nicht, aber in ihren Augen lag ein wunderbarer Schein, und plötzlich breitete Rolf Henners die Arme aus und die Maid ruhte an seiner Brust.

Die Föhren rauschten, der Wind strich durch die Wipfel, man vernahm das Schnauben des ledigen Rosses, im Grunde schlummerte der schwarze See und im Haidekraut lag der todwunde Mann, sie aber hielten einander umfangen und wußten nicht, wie es gekommen war.

* * *

Die Kriegsleute schienen sich geeinigt zu haben, denn ihr Kreis ging auseinander. Rolf Henners saß am Eichentisch und stützte das Kinn auf den Schwertgriff. Wenige Stunden waren seit dem Ereignis am See verflossen, und sein Herz konnte der süßen Erinnerung noch nicht entraten.

„Verzeiht Junker, wir haben Euch etwas vorzutragen."

Er schaute auf. Der alte Klaus stand vor ihm, während die übrigen Reiter sich im Hintergrund hielten.

„Was wollt ihr?“

„Ihr habt uns eine frohe Beutefahrt versprochen, Herr, und nur deshalb verließen wir das Feldlager zu Breisach um nach Westen zu reiten. Doch unsere Taschen sind leer, wie der Seckel Kaiser Ferdinands, und nirgends zeigt sich Ersatz. Hier wehrt uns Euer Befehl vom Kriegsrechte Gebrauch zu machen. Wir bitten daher um Aufbruch, sonst —“

„Es ist gut, kein Wort mehr! Ein Sattel ist ledig geworden, Tornskjöld hat es gewagt die königliche Schärpe zu beschimpfen, was darauf steht, wißt ihr. In der Schlucht des Sees findet ihr den Gefallenen. Morgen reiten wir!“

Rasselnd verließen die Krieger das Gemach was lag an dem Toten in der Schlucht, ihm war recht geschehen, und morgen gab es Beute.

Als die Abendschatten über den Bergen hingen, und die Holzscheite auf dem Herd flammten, trat Klaus zu dem Junker.

„Ich hab' etwas für Euch, hier“ — er brachte einen Steinkrug, — „fand ich dieses edle Getränk. Es ist Wein, goldener Wein.“

Lieblich duftete der Zinnbecher, den der Alte auf den Tisch stellte. Träumend führte ihn Rolf

zum Munde, doch als er den Trank gekostet hatte, erhellte sich sein Blick.

„Per dios, der Tropfen lobt seinen Pflanzer; wo sind die Leute, wir wollen das letzte Zechgelage bei diesen Kuhbauern halten!"

Und bald saßen die trotzigen Gestalten hinter dem Becher und ließen die Würfel rollen.

Der Junker spielte die letzten Münzen aus und verlor sie lachend.

„Holla, Alter, willst du mithalten, setz' deinen Stier ein!"

Der Senn schüttelte mit dem Kopf.

„Nimm die Knöcheln und wirf!"

Der alte Jakob blickte sich flüchtig um, drohend waren aller Augen auf ihn gerichtet, es gab kein Ausweichen. Er warf.

„Verloren!" jauchzte Rolf Henners, der Stier gibt das letzte Frühmahl.

Dem Sennen pochte das Blut in die Adern.

„Ich setz' noch einmal."

Der Wurf wies fünfzehn Augen, lachend griff der Junker nach dem Würfelbecher.

„Siebzehn!"

Die Kriegsknechte spotteten.

„He Alter, setz doch deine Dirn."

Der Junker wurde bleich, aber der Senn entgegnete:

„Kein Schwed' berührt mein Kind;" und jäh schleuderte er die Würfel zu Boden.

Klaus hob sie auf.

„Was gilt's Alter, ich werf' den Jungfernwurf!"

Der Senn sah ihn fragend an.

„Werf' ich sieben Augen, so ließ schön' Gertrud schon ihre Magdschaft!"

Rolf wollte dem Reiter in den Arm fallen, aber seine Bewegung stieß die Würfel aus dem Becher.

— Sieben! —

Man vernahm die keuchenden Atemzüge des Sennen. Plötzlich sprang er auf und riß Gertrud, die neben dem Herd stund, an den Tisch.

„Dirn zeug' für mich und das Blutmal auf deiner Stirn."

Gertrud erblaßte und ihre Hand zitterte.

„Bei der Mutter Gottes, sprich!"

Es war totenstill geworden, Rolf Henners umklammerte den Becher und sah dem Mädchen starr nach den Augen.

Da hob sie den Blick und ließ ihn auf ihm

ruhen. Verzweiflung, Liebe und Schuld stand auf ihrer Stirn geschrieben, des Junkers Pokal klirrte auf den Boden.

Das halberloschene Auge des Alten wanderte von einem zum Andern, dann stieß er die Dirne vor die Brust, daß sie in die Kniee brach.

„Die Würfel hatten Recht. Mit Blut hat er um Dich geworben, mit Blut statt' ich Dich aus.“

Drohend schüttelte er die Faust gegen den Reiter und wankte aus dem Gemach. Leise verließ einer nach dem andern den Tisch.

Die roten Flammen des Herdfeuers füllten den Raum mit zuckenden Lichtern.

Rolf beugte sich über die Dirne, da schlang sie die Arme um seinen Leib.

„Rolf, Rolf, das thut weh!“

Und in den Augen des Junkers blinkte eine bittere Zähre, die erste seit dem Tode seines Königs.

* * *

Die Nacht lag auf den Höhen, der Uhu heulte in den Schluchten, und die Rosse schnaubten in dem Heuschober. Rolf Henners schloß vergebens die schlummermüden Augen, es war ihm so eigen um's

Herz. Sein Leben zog an ihm vorüber, die frohe Jugend auf dem Freihof, die stürmische, brausende Kriegszeit mit ihrem lockenden Schimmer. Dann gedachte er der blauen Augen, und nun war's ihm, als schlügen die Worte an sein Ohr:

„Mit Blut statt' ich dich aus."

Morgen saß er im Sattel und sprengte von dannen, ob er einst wiederkehren würde, wußte er nicht. Zeit bringt Rat.

Der Rappe wurde unruhig und begann zu wiehern, und da knisterte es im Stroh, an den Wänden lief es hinauf und plötzlich schlugen lodernde Flammen hoch empor.

„Zu den Pferden, es brennt!"

Die Schläfer erwachten, Rossewiehern, Fluchen und das Prasseln des Feuers klang in ein wildes Getöse zusammen. Es gelang das Thor zu öffnen, und jeder versuchte den Ausgang zu gewinnen. Rolf zog sein Roß hinaus und schwang sich in den Sattel. Er war ruhig und entschlossen.

„Laßt brennen, aufgesessen!"

Da tauchten dunkle Gestalten in dem Feuerschein auf, Äxte und Messer blitzten.

„Hüte dich Schwed', der Bauer kommt."

Rolfs Klinge flog aus der Scheide.

„Her zu mir, drängt die Gäule aneinander, vorwärts.“

Und vorwärts jagte die kleine Schar. Hier und dort stürzte einer aus dem Sattel, Rosse brachen zusammen, und das Kampfgeschrei der Sennen rief nach Rache. Die Hütte stand in Flammen und übergoß die Matten mit fahlem Schein. Der alte Senn warf sich dem Junker entgegen, aber der Rappe rannte ihn nieder.

„Rolf, Rolf!“ rief eine helle Stimme.

Ein Zügelruck hemmte das Roß, und einen Augenblick später hielt Rolf Henners sein Lieb in den Armen.

Er schwang sie in den Sattel und sprengte weiter.

Hinter ihm tönte das Geschrei, hinter ihm prasselten die Flammen, und vor ihm wallte weißer, schweigender Nebel. Jäh bäumte der Rappe und knirschte ängstlich in die Zäume. Der Abgrund des Wildseees gähnte vor seinen Hufen, entsetzt warf der Junker das Roß herum. Da flutete ihm der Strom der Kämpfenden entgegen, von der Übermacht gedrängt flohen die Schweden. Die Pferde verloren den Boden und stürzten in die Tiefe.

Der Senn stand zum zweiten Male vor seinem Feinde. Die grauen Haare flogen ihm um die Schläfen. Die Linke packte das Roß am Zügel und riß es empor, weit holte er mit der Baumaxt zum Schlage aus.

„Dirn', sei verflucht, verflucht mit dem, der Dich umarmt hat!"

Die Axt sauste nieder, aber der Degen des Reiters fing den Hieb und senkte sich zur totbringenden Abwehr auf das Haupt des Alten. Da hemmte Gertrud Rolfs Arm.

„Halt ein, es ist mein Vater!"

Noch war das Wort nicht verklungen, als der Rappe sich steil auf den Hinterfüßen erhob, — ein angstvolles Wiehern — und Roß und Reiter verschwanden in der Tiefe.

Der Schrei eines Weibes gellte herauf, dumpf schlug die Masse unten auf, dann ward es still, totenstill. Stieren Blicks schaute der Alte in die wogenden Nebel:

„Mit Blut statt' ich Dich aus!"

Die Bibel.

Hand in Hand, ihres Glückes froh, schritten sie den Feldweg jenseits des Flusses entlang, der das Gebirgsstädtchen umfloß.

Der Storch auf dem alten Stadtturm aus reichstreuer Zeit nickte ihnen vergnüglich und doch ernsthaft zu.

Er hatte es mitangeschaut, saß er doch gar vorwitzig auf dem First.

Der junge Mann in dem Rock mit den blanken Knöpfen, der stets bei den fauchenden Maschinen und rollenden, vielfensterigen Kasten prüfend und befehlend umherging, war ihm nicht minder bekannt, als das schlanke Mädchen, das in dem alten Hause dicht neben dem Stadtturm wohnte. Da hatten sich wieder einmal zwei zusammengefunden. Und der Storch nickte philosophisch mit dem Schnabelkopf.

„Immer dieselbe Geschichte“ schien er zu klappern.

Die beiden aber standen fast hinter jeder schützenden Weide still, sahen sich dann scheu um und vereinten ihre Lippen.

Wie war es nur gekommen, daß sich ihre Augen, ihre Hände und Herzen gefunden hatten?

Auf dem Tanzboden? Aber nein, sie tanzten ja nur miteinander. In der Kirche? Aber er ging ja nur vorüber und griff an die Mütze. Oder gar unter den alten Linden?

Aber sie schauten ja nur Seit' an Seite in die eiligen Wellen und gingen dann getrennt ihres Weges.

Wie war es gekommen? Sie wußten es nicht mehr und hatten sich doch so lieb.

„I' müeß geh'!“

Bittend löste sie sich aus seinen Armen.

„Morgen frag' ich um Dich an, Amélie!“

„Dü Liewer.“

„Meinst, wird Dein Vater auch einwilligen?“

„Warum denn nit!“

Sie sah ihn erstaunt an, brach in ein fröhliches Lachen aus und eilte davon.

Mit beiden Händen hielt sie den Rock empor, so daß die Füße sichtbar wurden, welche in kleinen, zierlichen Sprüngen den Weg durchmaßen.

Der Eisenbahnbeamte schritt dem Bahnhofe zu.

* * *

Der folgende Tag war ein Sonntag.

Soeben verhallten die letzten Glockenklänge, welche das Ende der Andacht verkündeten, in der Morgenluft.

Der alte Jakob Steiner war mit seinem einzigen Kinde, der Amalie, in den dunkelen Hausflur getreten und stieß die Zimmerthüre auf.

Hut und Halstuch legte er ab und setzte sich zufrieden in den Lederstuhl, die Kurzpfeife mit dem üblichen Knaster füllend.

Oft schaute er sinnend dem Kommen und Gehen seiner Tochter zu.

Was hatte das Maidle denn im Blut? Nirgends fand sie Rast und Ruh', bald trat sie an das Fenster und lüftete die weißen Vorhänge, bald verließ sie das Zimmer und öffnete die Hausthüre. Der Vater vernahm jedes Mal den knarrenden Ton der rostigen Angeln.

Das Kind war seine einzige Freud'.

Früh war seine Frau gestorben, kurz vor dem großen Kriege und hatte ihm das wenige Monate alte Kind als heiliges Vermächtnis hinterlassen.

Der Jakob Steiner galt für einen wohlhabenden Mann. Schon seit mehr denn hundert Jahren wohnte sein Geschlecht in dem kleinen, spitzgiebeligen Hause neben dem Storchenturm.

Weinberge und Felder waren sein eigen, seine Urahnen aber sollen Sennen gewesen sein auf den Bergen hinter Stoßweier.

Gemächlich, Knie auf Knie, saß der rüstige Fünfziger in dem ererbten Stuhle.

Wiederum knirschte die Hausthüre. Es klang wie leises, kurzes Zwiegespräch, ein sonderbarer Laut, wie doch gleich — er sann nach — es klopfte.

„Entrez!“

Ein junger Mann in der Kleidung der Eisenbahnbeamten trat ein.

Erstaunt nahm der Alte die Pfeife aus dem Mund und stand auf.

Das heißerrötete Gesicht seiner Tochter tauchte in der Thüröffnung auf, es schien fast, als habe sie dem Fremden einen kleinen, ermunternden Stoß versetzt, sie waren allein.

„Was beliebt, monsieur?“

Der Ankömmling blickte ihn einen Augenblick prüfend und unschlüssig an, dann begann er herzhaft:

„Ich heiße Leopold Gutknecht und komme Sie um die Hand ihrer Tochter zu bitten.“

Der Jakob Steiner fuhr zurück.

„Was!“

„Eure Tochter, die Amélie möcht' ich.“

Die Pfeife lag auf dem Eichentisch, auf den sich der Alte stützte.

Heimlich öffnete sich die Thüre, das Mädchen schlüpfte herein und nahm den Werber bei der Hand.

„Därf [1]) i'?“

Durch die geöffneten Oberfenster flutete die Sonne herein, während ein Grabgeläute feierlich begann.

Plötzlich schlug der Jakob auf den Tisch und rief mit heiserer Stimme:

„Üseinander, ihr zwei!“

Drohend schritt er auf sie zu.

Das Mädchen flüchtete mit einem lauten Angstschrei nach der Thüre, ihr Liebster war erblaßt.

„Hierher zu mir, Maidle.“

Er riß sie auf die Kniee nieder. Ihr Mund zuckte in verhaltenem Weinen. Als Leopold sie aufrichten wollte, fuhr ihn der Alte an:

„Zwischen Vater und Kind steht nieme!“ [2])

[1]) Darf.

[2]) Niemand.

Und er bog sich zu ihrem Ohr und fragte etwas.

Ein Zornruf gab ihm Antwort. Mit glühenden Wangen stand sie vor ihm.

„Vater, das traut Ihr mir zu. Der Herrgott soll mi' strafe', wenn Er mi' berührt hätt'."

Der Gesang der Chorknaben scholl aus der Straße herauf, und schweigend falteten die beiden, Vater und Tochter, die Hände.

Der junge Mann blickte noch immer starr vor sich hin. Alle seine Hoffnungen und Wünsche, die Pläne seines Herzens waren vernichtet.

Und warum?

Als das Grabgeleite vorübergezogen war, verwies der Jakob das Mädchen aus dem Zimmer und verriegelte die Thüre.

Weinend, mit zitternden Knieen lehnte sie an der Steinwand des Ganges und versuchte zu lauschen, aber sie vermochte kein Wort zu verstehen.

Die Zeit verrann, immer noch vernahm sie des Vaters Stimme. Jetzt schwieg er, ihr Liebster fragte wohl etwas.

„Nein!"

Sie schrak empor. Dies Wort hatte sie verstanden, und noch einmal wiederholte ihr Vater:

„Nein!“

Der Riegel wurde zurückgeschoben und ihre Augen erkannten den Geliebten im Zwielicht.

„Leo!“, schrie sie auf.

Er war totenblaß; langsam wandte er den Kopf nach ihr und nickte ihr müde zu.

„Leo, geh' nit!“

Und da riß er sie an sich, zwei heiße Lippen berührten ihren Scheitel.

„Leb wohl. Behüt Dich Gott!“

Knarrend fiel die Thüre in's Schloß.

In demselben Augenblicke fing der Vater sein erbleichendes Kind in den Armen auf.

Er trug sie in das Zimmer. Verstört schaute sie umher. Es war alles wie sonst, nur die uralte Bibel, der gewaltige Foliant mit den rostigen Beschlägen, lag auf dem Eichentische.

Sie fragte nichts, sein Abschied hatte ihr nur zu gewissen Bescheid gegeben.

*
* *

Leopold Gutknecht stand auf der Brücke des Gebirgswassers und schaute stier in die kreisenden Wellen. Alles war verloren.

„Anno domini eintausend sechshundert und acht und dreißig", murmelte er.

Schatten, Spuk aus alter Zeit, hatte seine Lebenshoffnung zu nichte gemacht.

Der alte Mann hatte aus dem Nebengelaß einen alten, ledergebundenen Folianten geholt und denselben mühsam aufgeschlagen. Es war eine Bibel.

Auf der ersten Seite stand in kaum lesbaren, halberloschenen Zügen etwas zu lesen. Darauf wies er den Werber hin, und dieser las halblaut, wie im Traume befangen:

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Am Tage nach Martini Gedenken schreibe ich nieder, was mir der Jacob vom Steinhof zu wissen that.

Ist nunmehr vor zwanzig Jahren, im Jahre des Unheils 1638, da noch der Schwed und seine Partey im Lande lagen, des Jakob Tochter, Gertrud mit Namen, von einem Kornet der schwedischen Völker verführet und in den Tod gezogen worden.

Solches aber lässt der sein christliches Ende bedenkende Vater der Unseligen auf dem Todesbette verkünden:

Wer hinfür sein leiblich Kind in die Hand eines Ketzers und Fremden kommen lässt, den treffe sein Fluch. — — —

Und nun folgte eine Verwünschung so gräßlicher Art, daß dem Leser die Stimme versagte. Der Alte aber wies ihm seine Abstammung von dem Steinhof, und als er dreinzureden versuchte, und meinte, dieser Fluch aus gewissensdunkler Zeit habe niemals Kraft besessen, rief der Jakob zweimal:

„Nein!“

Und darauf war er gegangen.

* * *

Zwei Wochen verflossen.

In dem Hause neben dem Storchenturme herrschte tiefe Stille. Nur noch selten ward in der Schlafkammer, im ersten Stock, die Blende geöffnet, denn dort lag die Amélie in verzehrendem Siechtum. Es that ihr nichts weh, sie klagte nicht, schaute nur ewig schlaflos mit starrem Blicke in's Dunkel und wiederholte stetig den Fluch, welchen ihr Vater ihr am Abend der Werbung vorgesagt hatte. In der Bibel stand er unter dem Berichte der Schand' einer Verlorenen.

Der Jakob Steiner ging gebückt einher, aber der alte Trotz und die Starrköpfigkeit seiner Altvordern half ihm es tragen.

Und vierzehn Tage waren verflossen. Am zweiten Tage nach der Werbung hatte sich die Amélie gelegt und schien nimmer aufstehen zu wollen.

Da konnte kein Arzt helfen. Wohl saß derselbe oft an ihrem Lager und schüttelte den Kopf, endlich hatte er den Alten bei Seite genommen und ihn angefahren:

„Dem Mädel fehlt's im Herzen, und wenn Ihr es behalten wollt, so seid ihm zu willen."

Darauf kam er nicht mehr wieder.

Es wurde Abend.

Leopold Gutknecht schritt bleich und gesenkten Hauptes die Straße entlang. Da ertönte ein Glöcklein, der Priester mit der Monstranz begegnete ihm. Und wie er ihm nachblickte, sah er ihn in das Haus Jakob Steiners treten.

Stolpernd ging er quer über die Straße und lehnte sich an die Wand eines Hauses. Starr heftete er seine Augen auf die Thüre, welche knarrend in's Schloß gefallen war.

Menschen die vorüberkamen, sahen ihn verwundert an, aber er hatte keinen Blick dafür.

Er wartete, bis der Vikar das Haus wieder verließ, als dieser sich entfernte, sprach ein altes Weib zu einer Nachbarin:

„Sie han die Amélie versahn' [1]) das arme Maidle."

Mit einem Ruck richtete sich der Leopold empor. Er trat in des Jakob Haus. Eine dumpfe Luft benahm ihm den Atem, im Zwielicht tastete er die Treppe empor.

Kaum hatte er die letzte Stufe erreicht, da öffnete sich die Kammerthüre und der Vater betrat den Flur.

Sie sahen sich in's Auge, eine Thräne hing in den grauen Wimpern des Alten, aber gebieterisch wies er mit der knochigen Hand nach der Treppe.

„Do isch' ke' Platz f'r Euch!"

Doch der junge Mann biß die Zähne aufeinander, und als der Alte mit seiner Gestalt ihm den Weg versperrte, umklammerte er ihn plötzlich, preßte ihm die Arme an den Leib und trug ihn zwei Schritte zurück bis hinter die Kammerthür.

[1]) Versehen.

Und ehe der Vergewaltigte sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, öffnete Leopold die Thüre und trat ein.

Matte Helle erfüllte das Gemach. Auf der Bettstatt neben dem dichtverhängten Fenster lag bleich, mit ersterbendem Blick, seine Liebste.

Auf dem Tisch, unter dem Bildstock, lag die Bibel.

Das war seine Amélie? Nein, nein, es ist nicht möglich. Aber als sich ihr Blick belebte, als sie ihm die Arme entgegenstreckte, kaum im stande sie zu heben, da wußte er es nur zu gut.

Und er warf sich mit halbem Leibe über sie und drückte das Antlitz in die Kissen, um das Schluchzen zu ertöten, das ihm die Kehle schnürte.

„Jetz' isch alles güet" flüsterte das Mädchen und lächelte.

Der Alte stand auf der Schwelle.

Wie er aber das bleiche, selige Gesicht sah, auf das der Tod das Recht zu haben glaubte, da ward es ihm eng in der Brust, und fürsichtig schritt er auf die beiden zu und sprach:

„I' koa's nit meh' g'sah. Bliewe bi'enander!"

Dann schlug er mit fester Hand die große Bibel auf, griff zum Schreibzeug, das auf dem

Tische stand, und zog einen breiten Strich über die hadernden Zeilen.

Leopold hob den Kopf.

„Gebt uns Euern Segen, Vater, der bricht den Fluch.“

Und der Greis legte langsam die Hände an beider Haupt.

klang, den das Werkchen bei Autoritäten gefunden hat, geben wir dadurch dem Publikum zur Kenntnis, daß wir einige Kritiken hierhersetzen.

Georg Ebers schreibt:

Aus der Art und Weise ihrer Pinselführung kann man deutlich erkennen, daß es Ihnen an gutem künstlerischen Zeug nicht fehlt. All diese flott hingeworfenen Dinge zeugen für das schöne Talent ihres Schöpfers.

Tutzing.

Prof. Hausrath (George Taylor):

Ich habe Ihre Antiken Novellen durchgelesen und mich recht an denselben erfreut. Das Ineinander von antiker Anschauung und bekannten Landschaftsbildern war mir sehr sympathisch. Ich bedaure nur, daß sie keine bedeutende Zeitschrift gewählt haben, um sich dem Publikum vorzustellen. Heidelberg.

Stratonike

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Eleg. broch. 2 Mark.

Das Drama, der griechischen Geschichte entnommen, zeugt von hervorragender, dramatischer Begabung und und wurde besonders der richtige Aufbau anerkannt. Graf Schack, dem das Werk gewidmet ist, schrieb dem Verfasser: „Ich habe mir Ihr Werk vorlesen lassen und großes Wohlgefallen an demselben gefunden. Sie haben die Leidenschaften kräftig geschildert, die Handlung trefflich geführt und am Schlusse eine wahrhaft tragische Wirkung erzielt. Wenn Sie daher Ihr Trauerspiel mir dediciren wollen, so kann es mir nur zur Ehre gereichen."

Colmar, Buchdr. Eglinsdörfer & Waldmeyer